



Leseprobe

James Corey

Nemesis-Spiele

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 13. August 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DAS BUCH

Dutzende interstellare Portale haben sich geöffnet, und in Strömen machen sich Glücksritter auf, um neue Sonnensysteme zu entdecken und zu bevölkern. Gleichzeitig steht das alte Sonnensystem kurz vor dem Zusammenbruch: Schiffe verschwinden spurlos, im Geheimen schließen sich Armeeverbünde zusammen, und Terroranschläge zwingen die inneren Planeten des Sonnensystems in die Knie. Für Kapitän James Holden und seine Crew beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit, wenn sie das, was von unserem Sonnensystem noch übrig geblieben ist, retten wollen ...

THE EXPANSE

James Coreys internationale Bestsellereihe sprengt alle Maßstäbe der Science-Fiction. Die TV-Verfilmung wird bereits als beste Science-Fiction-Serie aller Zeiten gefeiert.

Erster Roman: *Leviathan erwacht*

Erste Story: Der Schlächter der Anderson-Station

Zweiter Roman: *Calibans Krieg*

Zweite Story: Der Gott des Risikos

Dritter Roman: *Abaddons Tor*

Dritte Story: Der Mahlstrom

Vierter Roman: *Cibola brennt*

Fünfter Roman: *Nemesis-Spiele*

Sechster Roman: *Babylons Asche*

Siebter Roman: *Persepolis erhebt sich*

Achter Roman: *Tiamats Zorn*

Neunter Roman: *Leviathan fällt*

DIE AUTOREN

Hinter dem Pseudonym James Corey verbergen sich die beiden Autoren Daniel James Abraham und Ty Corey Franck. Beide schreiben auch unter ihrem eigenen Namen Romane und leben in New Mexico. Mit ihrer erfolgreichen gemeinsamen Science-Fiction-Serie THE EXPANSE haben sie sich weltweit in die Herzen von Lesern und Kritikern gleichermaßen geschrieben.

diezukunft.de ➤

Für Ben Cook, ohne den ...

Die beiden Werften standen direkt nebeneinander auf jener Seite Callistos, die immer von Jupiter abgewandt blieb. Das verschmierte breite Band der Milchstraße strahlte erheblich heller als die Sonne, die hier nur noch der größte Stern in der unendlichen Nacht war. Auf den Kraterrändern brannten grelle Arbeitslampen und beleuchteten die Gebäude, Ladevorrichtungen und Gerüste. Aus dem Regolith aus Steinstaub und Eis ragten die Gerippe halb fertiggestellter Raumschiffe empor. Zwei Werften, eine zivile und eine militärische, eine von der Erde betrieben und eine im Besitz des Mars. Beide wurden von denselben Anti-Meteor-Railguns geschützt. Beide sollten die Schiffe bauen und reparieren, mit denen die Menschen in die neuen Welten jenseits der Ringe fliegen würden, wenn oder falls der Kampf auf Ilus seinen Abschluss fand.

Beide steckten in größeren Schwierigkeiten, als irgendjemand dort ahnte.

Filip schlitterte vorwärts, die anderen Mitglieder seines Teams folgten dichtauf. Die LED-Leuchten des Raumanzugs waren beinahe blind, die Keramikbeschichtung war stark abgeschliffen und konnte das Licht nicht mehr richtig reflektieren. Sogar das Helmdisplay war so trüb, dass man kaum noch etwas erkennen konnte. Die Stimmen, die er über Funk hörte – Mitteilungen der Raumschiffe, Sicherheitsmeldungen, das Geplauder von Zivilisten –, wurden passiv empfangen. Er lauschte, sendete aber nichts. Der Ziellaser, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte, war abgeschaltet. Er und

sein Team bewegten sich fast unsichtbar im Schatten. Der kleine Countdowntimer auf der linken Seite seines Displays zeigte knapp fünfzehn Minuten an. Mit der offenen Hand tätschelte Filip die Luft, die kaum dicker war als das Vakuum. Diese Gürtler-Geste gab seinen Begleitern zu verstehen, dass sie langsam weitergehen sollten. Die Teammitglieder rückten vor.

Hoch über ihm in der Leere, viel zu weit entfernt, um sie mit bloßem Auge zu erkennen, tauschten die marsianischen Kriegsschiffe, die die Werft bewachten, militärisch knappe Meldungen aus. Die stark beanspruchte Flotte hatte nur zwei Schiffe abgestellt. Höchstwahrscheinlich waren es nur zwei. Nicht auszuschließen, dass irgendwo in der Schwärze noch weitere Einheiten lauerten, die eigene Abwärme eindämmten und sich gegen Radarstrahlen abschirmten. Es war möglich, aber unwahrscheinlich. Und das Leben war, wie Filip's Vater immer sagte, eine lebensgefährliche Angelegenheit.

Vierzehn Minuten und dreißig Sekunden. Zwei sekundäre Timer erschienen neben dem ersten. Einer zählte fünfundvierzig Sekunden ab, der andere zwei Minuten.

»Transportschiff *Frank Aiken*, Sie sind klar zum Anflug.«

»Bestätigt, *Carson Lei*«, antwortete Cyn's vertraute Stimme. Filip konnte hören, dass der alte Gürtler lächelte. »Coyos sabe best ai sus bebe da unten?«

Irgendwo über ihnen tastete die *Frank Aiken* die marsianischen Schiffe mit unschuldigen Laserortungsstrahlen ab, die auf die gleiche Frequenz eingestellt waren wie der auf Filip's Rücken. Nichts in der Antwort des marsianischen Kommunikationsoffiziers ließ vermuten, dass er auch nur die leiseste Furcht empfand.

»Ich verstehe Sie nicht, *Frank Aiken*. Bitte wiederholen Sie.«

»Entschuldigung, Entschuldigung«, gab Cyn lachend zurück. »Sind den freundlichen Herrschaften vielleicht irgendwelche guten Bars bekannt, in denen ein armer Gürtler einen ordentlichen Drink bekommt, sobald wir die Oberfläche erreicht haben?«

»Da kann ich Ihnen nicht helfen, *Frank Aiken*«, antwortete der Marsianer. »Behalten Sie den Kurs bei.«

»Sabez sa. Hart wie Stein und geradlinig wie eine Kugel, so fliegen wir.«

Filips Trupp erreichte den Rand des Kraters und blickte auf das Niemandsland der marsianischen Militärwerft hinunter. Alles sah aus, wie er es erwartet hatte. Die Hangars und Lagergebäude waren gut zu erkennen. Nun nahm er den Ziellaser ab, stellte den Sockel auf das schmutzige Eis und fuhr das Gerät hoch. Die anderen waren bereits weit genug ausgeschwärmt, um alle Wachen ständig im Auge behalten zu können, und folgten seinem Beispiel. Die Laser waren alt, und die Stative, auf denen sie montiert waren, stammten von den unterschiedlichsten Geräten. Noch ehe sich die winzige rote LED im Sockel grün färbte, war der erste Sekundärtimer abgelaufen.

Auf dem zivilen Kanal war der Dreiklang eines Sicherheitsalarms zu hören, dann meldete sich eine beunruhigte Frau zu Wort.

»Hier auf dem Feld ist ein Lademech außer Kontrolle geraten. Er ist ... ah, verdammt. Er läuft direkt auf die Meteorabwehrkanonen zu.«

Filip hörte die panische Frauenstimme und die Alarmsignale, als er mit seinem Team am Kraterrand entlanglief. Dünne Staubwolken stiegen auf und sanken nicht wieder herab. Die Wolken breiteten sich aus, als sei es neblig. Der Lademech, der auf die Notabschaltung nicht reagierte, zockelte über das Niemandsland in die großen Augen der Abwehrkanonen hinein und blendete sie mehrere Minuten lang. Wie es den Vorschriften entsprach, kamen vier marsianische Marinesoldaten aus dem Bunker gerannt. Dank der motorgetriebenen Rüstungen schlitterten sie über die Oberfläche des Mondes wie Eisläufer. Jeder Einzelne von ihnen hätte Filips Team im Handumdrehen töten können und dabei nichts Schlimmeres erlebt als einen kleinen Moment des Bedauerns. Filip hasste sie alle und außerdem jeden Einzelnen von ihnen. Schon eilten die Repa-

raturtrupps zu dem beschädigten Abwehrgeschütz. Binnen einer Stunde wäre alles wieder in Ordnung.

Zwölf Minuten und fünfundvierzig Sekunden.

Filip hielt an und blickte zu seinem Team zurück. Zehn Freiwillige. Es waren die besten Kämpfer, die der Gürtel aufbieten konnte. Abgesehen von ihm selbst wusste niemand, warum der Überfall auf das marsianische Nachschublager so wichtig war und wohin dies letztlich führen würde. Alle waren bereit zu sterben, wenn er es ihnen befahl, weil sie wussten, wer er war. Weil sie wussten, wer sein Vater war. Filip spürte es im Bauch und in der Kehle. Nein, es war keine Furcht. Es war Stolz. Jawohl, es war Stolz.

Zwölf Minuten und fünfunddreißig Sekunden. Vierunddreißig Sekunden. Dreiunddreißig. Die Ziellaser, die sie aufgebaut hatten, erwachten zum Leben und erfassten die vier Marinesoldaten, den Bunker mit dem Reserveteam, die Grenzzäune, die Werkstätten, die Unterkünfte. Die Marsianer drehten sich um. Die Sensoren ihrer Rüstungen waren so empfindlich, dass sie sogar die winzigen Strahlen der Ziellaser registrierten. Wie ein Mann hoben sie die Waffen. Einer bemerkte Filip's Team und zielte nicht mehr auf die Laser, sondern auf seine Gruppe. Auf ihn.

Er hielt den Atem an.

Vor achtzehn Tagen hatte draußen im Jupitersystem ein Schiff – Filip wusste nicht einmal, welches es war – mit zehn oder gar fünfzehn G extrem stark beschleunigt. In einer von den Computern genau vorherbestimmten Nanosekunde hatte das Schiff ein paar Dutzend Wolframstäbe ausgesetzt. Die Bündel waren mit billigen Einmalraketen im Massezentrum und einfachen Sensoren ausgerüstet gewesen. Ein Antrieb dieser Art war so primitiv, dass man ihn kaum als Maschine bezeichnen konnte. Jeden Tag bauten Sechsjährige in der Schule kompliziertere Vorrichtungen. Dieser Antrieb musste jedoch nicht sehr komplex sein, um die Metallstäbe auf hundertfünfzig Sekundenkilometer zu beschleunigen. Die Elektronik musste nur wissen, worauf sie zu zielen hatte.

In der Zeitspanne, die das Signal brauchte, um von Filips Auge über den Sehnerv ins Sehzentrum des Gehirns zu wandern, war es auch schon vorbei. Er spürte den Einschlag und sah die Staubwolken, wo gerade noch die Marinesoldaten gestanden hatten, und dann blühten am Himmel vorübergehend zwei neue Sterne auf, wo eben noch Kriegsschiffe gewesen waren. Jetzt waren die Feinde tot. Er aktivierte den Sendeteil seines Funkgeräts.

»Ichiban«, sagte er. Er war stolz darauf, dass seine Stimme so ruhig klang.

Zusammen sprangen und rutschten sie den Abhang des Kraters hinunter. Die marsianische Werft bot jetzt ein Bild wie aus einem Traum, als die Gase aus den zerstörten Werkstätten entwichen und verbrannten. Aus den Unterküften schoss die Luft heraus und gefror. Eine Wolke aus Staub und Eis breitete sich im Krater aus. Sein Helmdisplay zeigte ihm, wo die Ziele waren.

Zehn Minuten und dreizehn Sekunden.

Filips Team teilte sich auf. Sie liefen mitten in die freie Fläche hinein und suchten sich eine Stelle, die groß genug war, um die dünnen schwarzen Carbonfaserstreben des Evakuierungsgerüsts aufzubauen. Zwei andere lösten rückstoßfreie Maschinenpistolen von den Gürteln und stellten sich auf, um jeden zu erschießen, der aus den Trümmern auftauchte. Weitere zwei rannten zur Waffenkammer, und drei begleiteten Filip zu den Vorratslagern. Kahl und abweisend erhob sich das Gebäude aus dem Staub. Der Eingang war zugesperrt. Daneben lag ein umgekippter Lademech, der Fahrer war tot oder dem Sterben nahe. Filips Techniker lief voraus und knackte mit einem motorgetriebenen Stemmeisen das Gehäuse der Türsteuerung.

Neun Minuten und sieben Sekunden.

»Josie«, sagte Filip.

»Trabajan, sa sa?«, antwortete Josie kurz angebunden.

»Ich weiß, dass du arbeitest, Josie«, erwiderte Filip. »Wenn du das nicht öffnen kannst, dann ...«

Die große Tür ruckte, bebte und fuhr nach oben. Josie drehte sich um und schaltete kurz die Helmbeleuchtung ein, damit Filip den Ausdruck des faltigen Gesichts sehen konnte. Sie drangen in das Lager ein. Geschwungene Bauteile aus Keramik und Stahl, dichter als das Gestein eines Gebirges, türmten sich auf. Hunderte Kilometer hauchdünner Drähte waren auf hohe Spulen gewickelt, über die Filip nicht hinwegblicken konnte. Mächtige Pressen warteten darauf, die Platten zu formen, mit denen man die Leere aussperren und eine Blase aus Luft, Wasser und komplexen organischen Stoffen bilden konnte, die als für Menschen geeignete Umgebung galt. Gespenstisch flackernde Notlichter verstärkten den Eindruck, dass sich eine Katastrophe ereignet hatte. Er ging weiter. Ihm war nicht bewusst, dass er die Waffe gezogen hatte, aber auf einmal hatte er sie in der Hand. Miral und nicht Josie schnallte sich an einen Lademech.

Sieben Minuten.

Im Chaos auf der Werft blitzten die ersten roten und weißen Lichter der Rettungseinheiten. Das Licht schien von überall und nirgends zu kommen. Filip tappte an den Reihen mit Schweißgeräten und Metallpressen vorbei. Wannen voller Stahl und Keramikstaub, der feiner war als Talkum. Spiralkernwiderlager. Aufgestapelte Platten aus Kevlar und Schaumstoff für die Panzerung der Raumschiffe bildeten das größte Bett im Sonnensystem. In einer freien Ecke des Raumes hatten Arbeiter einen ganzen Epstein-Antrieb zerlegt wie das komplizierteste Puzzle des ganzen Universums. Filip ignorierte das alles.

Die Luft war nicht dick genug, um Schussgeräusche zu übertragen. Sein Helmdisplay warnte ihn allerdings vor schnell fliegenden Objekten auf Kollisionskurs. Im gleichen Moment erschien auf dem Stahlträger rechts neben ihm ein heller Fleck. Filip ging in Deckung. In der Mikroschwerkraft sank er viel langsamer herab als unter Schub. Der Marsianer sprang den Gang herunter. Er trug nicht die Motorrüstung der Wächter, sondern das Exoskelett eines

Technikers. Filip zielte auf das Massezentrum und schoss das Magazin halb leer. Brennend rasten die mit Treibsätzen beschleunigten Patronen aus der Mündung, zogen Feuerbahnen durch die dünne Luft Callistos und hinterließen graue Abgasschwaden. Vier Geschosse trafen den Marsianer. Das Blut spritzte aus dem Körper, gefror sofort und ging als roter Schneeregen nieder. Das Exoskelett schaltete auf Notbetrieb um, die LEDs wechselten zu einem grellen Bernsteinton. Auf irgendeiner Frequenz meldete der Anzug jetzt den Rettungsmannschaften der Werft, dass etwas Schreckliches passiert war. Diese einfältige Hingabe an die Pflicht war in gewisser Weise sogar komisch.

Mirals leise Stimme ertönte in seinem Helm. »Hoy, Filipito. Sa boîte sa palla?«

Filip brauchte einen Augenblick, um den Mann zu entdecken. Er saß im Lademech, der schwarz lackierte Raumanzug verschmolz mit dem Gerät, als wären sie füreinander geschaffen. Der schwach leuchtende geteilte Kreis der Allianz der Äußeren Planeten war unter dem Dreck gerade noch zu erkennen. Nur dies unterschied Miral von irgendeinem leicht verwehrlosten marsianischen Mechfahrer. Die Behälter, über die sie gesprochen hatten, waren wie erwartet auf die Paletten geschnallt. Jeder der vier Kanister enthielt tausend Liter. Auf der gekrümmten Oberfläche stand, was sich in ihnen befand: Hochleistungsresonanzlack. Diese Energie absorbierende Beschichtung half den marsianischen Schiffen, der Entdeckung durch Feinde zu entgehen. Stealthtechnologie. Er hatte die Substanz gefunden. Eine Beklemmung, von deren Existenz er noch gar nichts gewusst hatte, fiel von ihm ab.

»Ja«, bestätigte Filip. »Das ist es.«

Vier Minuten und siebenunddreißig Sekunden.

In der Ferne surrte der Lademech. Die Geräusche wurden eher durch die Vibrationen im Boden als durch die dünne Atmosphäre übertragen. Filip und Josie gingen zur Tür. Die blitzenden Lichter hatten sich genähert und schienen ein bestimmtes Ziel anzu-

steuern. Filips Funkgerät schaltete durch die Kanäle, auf denen Schreie und Warnsignale zu hören waren. Das marsianische Militär rief die Rettungsfahrzeuge aus der zivilen Werft zurück, weil man befürchtete, bei den schon aktiven Rettungskräften könnte es sich um Terroristen und verdeckt operierende Feinde handeln. Die Annahme war berechtigt und wäre unter anderen Begleitumständen sogar zutreffend gewesen. Filips Helmdisplay zeigte ihm die Umriss der Gebäude, das halb aufgebaute Evakuierungsgerüst und die mutmaßlichen Standorte von Fahrzeugen, deren Infrarot- und Lichtabstrahlung für Filips Augen nicht wahrnehmbar war. Er hatte das Gefühl, durch eine Risszeichnung zu laufen. Alles war nur in Form von Grenzlinien dargestellt, die Flächen waren nicht mit Farbe gefüllt. Als er über den Regolith schlurfte, spürte er eine starke Erschütterung im Boden. Vielleicht eine Explosion, oder ein Gebäude hatte den langsamen, zeitlupenhaften Einsturz vollendet. Mirals Lademech erschien in der offenen Tür, die Lampen des Lagers beleuchteten den Apparat von hinten. Die Kanister, die er in den Klauen trug, waren neutral schwarz. Filip ging zum Gerüst und schaltete, während er dahinschlurfte, auf den verschlüsselten Kanal um.

»Status?«

»Ein bisschen Ärger«, meldete Aaman, der am Gerüst aufpasste. Filip hatte auf einmal den metallischen Geschmack der Angst im Mund.

»Hier bei uns ist alles klar, Coyo«, antwortete er so ruhig, wie er nur konnte. »Was ist los?«

»Der aufgewirbelte Dreck stört im Gerüst. Der Staub dringt in die Gelenke ein.«

Drei Minuten und vierzig Sekunden. Neununddreißig Sekunden.

»Ich komme«, sagte Filip.

Andrew schaltete sich ein. »Chefchen, wir sind in der Waffenkammer unter Beschuss.«

Filip ignorierte die Verkleinerungsform. »Wie schlimm ist es?«

»Ziemlich«, berichtete Andrew. »Chuchu ist angeschossen, wir sitzen fest. Könnte etwas Hilfe brauchen.«

»Halte durch.« Filip's Gedanken rasten. Die beiden Wächter standen am Evakuierungsgerüst und waren bereit, jeden zu erschießen, der nicht zu ihnen gehörte. Die drei Bauarbeiter kämpften gerade mit einer Strebe. Filip sprang zu ihnen und fing sich am schwarzen Gerüst ab. Andrew grunzte über Funk.

Sobald er den schwarzen Dreck in der klemmenden Lasche sah, war die Sache klar. Unter Atmosphäre hätte man ihn einfach weg-pusten können. Das kam hier draußen nicht infrage. Aaman stocherte hektisch mit einer Klinge herum und beförderte Bröckchen um Bröckchen heraus, um die dünnen gewundenen Führungen zu säubern, wo die Metallteile ineinandergreifen sollten.

Drei Minuten.

Aaman schob die Strebe an die richtige Stelle und versuchte, die Verbindung herzustellen. Beinahe hätte es gepasst, doch als er zog, löste sich die Strebe wieder. Filip sah, wie der Mann fluchte. Speichel tropfen flogen von innen gegen die Helmscheibe. Hätten sie doch nur eine Dose Druckluft mitgebracht.

Aber das hatten sie natürlich getan.

Er nahm Aaman das Messer ab und stieß die Klinge am Handgelenk, wo das Material wegen der Biegung am dünnsten war, durch den Anzug. Ein kurzer Schmerz verriet ihm, dass er zu fest zugestochen hatte. Das war kein Problem. Der Alarm seines Anzugs schlug an, er achtete nicht weiter darauf. Er beugte sich vor und hielt das winzige Loch über das verstopfte Verbindungsstück. Die entweichende Luft wehte den Dreck und das Eis weg. Ein kleiner Blutstropfen quoll heraus, gefror zu einer vollkommenen roten Kugel und prallte von dem Material ab. Er zog sich zurück, und Aaman ließ die Verbindung einrasten. Als der Arbeiter noch einmal zog, hielt das Stück. Der Anzug versiegelte selbsttätig das Loch, sobald Filip das Messer herauszog.

Filip drehte sich um. Miral und Josie hatten die Kanister von den Paletten genommen und auf das Gerüst geschnallt. Die blitz-

den Einsatzleuchten waren trüber, die Rettungsfahrzeuge rasten im Dunst und im Chaos an ihnen vorbei. Vermutlich waren sie zum Schusswechsel in der Waffenkammer unterwegs. Hätte Filip es nicht besser gewusst, dann hätte auch er genau dort die größte Gefahr vermutet.

»Chefchen«, sagte Andrew mit gepresster, ängstlicher Stimme.
»Es wird knapp.«

»No preocupes«, antwortete Filip. »Alles gut.«

Eine Wächterin legte ihm die Hand auf die Schulter. »Soll ich das in Ordnung bringen?«, fragte sie. *Soll ich sie retten?*

Filip hob eine Faust und schüttelte sie leicht hin und her. Nein. Sie richtete sich auf, als sie verstand, was er meinte. Zuerst dachte er, sie werde seinen Befehl missachten. Das war ihre Entscheidung. In diesem Augenblick war jede Meuterei für sich schon Strafe genug. Josie schob den letzten Kanister an die richtige Stelle und zog die Riemen an. Aaman und seine Leute montierten die letzte Strebe.

Eine Minute zwanzig Sekunden.

»Chefchen!«, schrie Andrew.

»Es tut mir leid, Andrew«, sagte Filip. Darauf folgte ein kurzes betroffenes Schweigen, dann ein Strom von Flüchen und Vorwürfen. Filip wechselte den Kanal. Die Rettungstrupps der militärischen Werft fluchten erheblich weniger. Eine Frau mit deutschem Akzent gab knappe Anweisungen, die beinahe gelangweilt klangen. Sie verhielt sich wie jemand, der an Krisen gewöhnt war. Die Stimmen, die ihr antworteten, passten sich dem sachlichen Tonfall an. Filip deutete auf das Gerüst. Chuchu und Andrew waren tot. Auch wenn sie noch nicht gestorben waren, sie waren jetzt tot. Filip nahm seine Position auf dem Gerüst ein, legte die Gurte um die Hüften, in den Schritt und über die Brust und lehnte sich an die dick gepolsterte Kopfstütze.

Siebenundfünfzig Sekunden.

»Niban«, sagte er.

Nichts geschah.

Er schaltete wieder auf den verschlüsselten Kanal um. Andrew weinte und klagte jetzt.

»Niban! Andale!«, rief Filip.

Das Evakuierungsgerüst bockte, und auf einmal hatte er wieder Gewicht. Vier chemische Raketen erzeugten unter ihm einen starken Schub, ließen die leeren Paletten durch die Gegend fliegen und warfen Mirals verlassenen Lademech um. Die Beschleunigung drückte das Blut in Filip's Beine, sein Gesichtsfeld verengte sich. Der Lärm im Funk ließ nach, als sie sich entfernten. Er war der Ohnmacht nahe, alles um ihn flackerte. Der Anzug quetschte die Beine, als hätte sich ein Riese darauf gesetzt, und drückte das Blut nach oben. Er kam wieder zu sich.

Weit unter ihm war der Krater nur noch eine längliche Brandblase im Antlitz des Mondes. Lichter bewegten sich. Die Türme am Kraterrand waren dunkel, begannen jetzt aber zu flackern, als das System neu startete. Die Werften von Callisto schwankten hin und her wie Betrunkene oder wie jemand, der einen Schlag gegen den Kopf bekommen hatte.

Der Countdowntimer zeigte zwei Sekunden, dann eine.

Bei null schlug die zweite Welle ein. Den Aufprall des Felsbrockens konnte Filip nicht sehen. Wie bei den Wolframstücken flog das Objekt viel zu schnell für das menschliche Auge. Stattdessen sah er den Staub zucken, als hätte ihn jemand erschreckt, und dann lief eine heftige Schockwelle durch den Mond, die sogar die kaum existierende Atmosphäre wabern ließ.

»Festhalten«, sagte Filip, obwohl es nicht nötig war. Alle Teammitglieder auf dem Gerüst waren fest angeschnallt. In einer dickeren Atmosphäre wären sie alle umgekommen. Hier war es nicht schlimmer als ein kleines Unwetter. Aaman grunzte.

»Gibt es ein Problem?«, fragte Filip.

»Pinché Stein hat mir ein Loch in den Fuß gehauen«, erklärte Aaman. »Tut weh.«

Josie antwortete ihm: »Gratia sa, dass es nicht deinen Schwanz erwischt hat, Coyo.«

»Ich beschwer mich ja nicht, ich sag ja gar nichts«, antwortete Aaman.

Die Raketen des Gerüsts waren ausgebrannt, und die durch den Schub erzeugte Schwerkraft verschwand. Unter ihnen ging der Tod auf den Werften um. Es gab keine Lichter mehr, nicht einmal Feuer brannten noch. Filip richtete den Blick auf die fernen verschwommenen Sterne. Die Milchstraße überstrahlte sie alle. Eines dieser Lichter war jedoch kein Stern, sondern der Schweif der *Pella*, die ihre Crew nach dem Ausflug wieder einsammeln wollte. Alle bis auf Chuchu. Und Andrew. Filip fragte sich, warum er sich nicht schlecht fühlte, nachdem zwei Leute unter seinem Kommando gestorben waren. Sein erster Einsatz. Der Beweis, dass er eine echte Mission anführen konnte, in der viel auf dem Spiel stand. Er hatte es geschafft.

Er wollte nichts sagen. Vielleicht hatte er gar nichts gesagt. Vielleicht war ihm nur unwillkürlich ein Seufzen über die Lippen gekommen. Miral kicherte.

»Gut gemacht, Filipito«, sagte der ältere Mann. Gleich darauf fuhr er fort: »Feliz cumpleaños, sabez?«

Filip Inaros hob die Hand und bedankte sich mit einer Geste. Es war sein fünfzehnter Geburtstag.

Ein Jahr nach dem Angriff auf Callisto, fast drei Jahre nach dem Aufbruch mit seiner Crew nach Ilus und etwa sechs Tage nach ihrer Rückkehr schwebte James Holden neben seinem Schiff und sah dem Abbruchteam dabei zu, wie es die *Rosinante* zerlegte. Acht straff gespannte Kabel verankerten das Schiff an den Wänden des Liegeplatzes. Es war nur einer unter vielen im Reparaturdock der Tycho-Station, und diese Abteilung war nur eine unter vielen in der riesigen Konstruktionsanlage. In der kilometergroßen Kugel waren gleichzeitig noch tausend andere Projekte im Gange, aber Holden hatte nur Augen für sein Schiff.

Der Mech hatte die Außenhülle aufgeschnitten, zog eine große Platte weg und legte das Gerippe des Schiffs frei. Kräftige Streben, ein Gewirr von Kabeln und Leitungen. Darunter befand sich die zweite, innere Hülle.

»Na ja«, bemerkte Fred Johnson, der neben ihm schwebte. »Sie haben das Schiff ganz schön demoliert.«

Freds Bemerkung, die ohne Betonung und verzerrt über das Com-System des Anzugs hereinkam, traf ihn wie ein Fausthieb in den Bauch. Eigentlich hätte es ihn beruhigen sollen, dass Fred, der Anführer der Allianz der Äußerer Planeten und einer der drei mächtigsten Menschen im Sonnensystem, sich persönlich für den Zustand seines Schiffs interessierte. Holden fühlte sich allerdings wie ein Schuljunge, dem der Vater auf die Finger sah, damit er keinen allzu großen Unfug anstellte.

»Die innere Aufhängung ist verbogen«, meldete eine dritte Stimme über das Com-System. Es war ein sauertöpfischer Mann namens Sakai, der neue Chefingenieur der Tycho-Station, nachdem Samantha Rosenberg bei dem Unglück umgekommen war, das man inzwischen als »Vorfall in der langsamen Zone« bezeichnete. Mithilfe der Scanner und Röntgenstrahler auf dem Mech überwachte Sakai die Reparaturarbeiten von seinem Büro aus.

»Wie haben Sie das hingekriegt?« Fred deutete auf das Gehäuse der Railgun, die unter dem Schiffskiel befestigt war. Der Lauf der Waffe erstreckte sich fast über die ganze Schiffslänge, und die Stützstreben, die ihn mit dem Schiff fest verbanden, waren hier und dort deutlich verbogen.

»Ach«, entgegnete Holden. »Habe ich Ihnen noch nicht erzählt, wie wir einmal die *Rosinante* benutzt haben, um einen schweren Frachter in einen höheren Orbit zu schleppen, indem wir den Rückstoß der Railgun eingesetzt haben?«

»Ja, das war eine nette Geschichte«, erwiderte Sakai humorlos. »Ein paar Streben können wir wieder hinbiegen, aber ich vermute, dass wir so viele Mikrorisse in dem Material finden, dass es das Beste wäre, alle auf einmal auszutauschen.«

Fred pfiß durch die Zähne. »Das wird nicht billig.«

Der Anführer der AAP war mit Unterbrechungen der wichtigste Gönner und Sponsor der *Rosinante* und ihrer Crew. Holden hoffte, dass sie sich gerade in einer gnädigen Phase befanden. Ohne Preisnachlass für Stammkunden würde die Reparatur des Schiffs erheblich teurer werden. Nicht dass sie es sich nicht leisten konnten.

»In der Außenhülle sind viele schlecht geflickte Löcher«, fuhr Sakai fort. »Die Innenhülle sieht von hier aus gut aus, aber wir gehen noch mal mit einem präziseren Scanner drüber und vergewissern uns, dass sie auch wirklich dicht ist.«

Holden wollte einwenden, dass auf der Rückreise von Ilus vermutlich einige Leute den Erstickungstod erlitten hätten, wenn die Hülle nicht dicht gewesen wäre, aber er hielt sich zurück. Es war

sicher nicht hilfreich, den Mann zu ärgern, der sein Schiff wieder flugtauglich machen sollte. Holden dachte an Sams schalkhaftes Lächeln und an ihre Gewohnheit, jede Kritik mit Albernheiten abzumildern. Hinter seinem Brustbein verkrampfte sich etwas. Es war Jahre her, aber manchmal holte ihn der Kummer immer noch ein.

»Danke«, sagte er nur.

»Das wird eine Weile dauern«, erwiderte Sakai. Der Mech schoss zu einem anderen Teil des Schiffs, verankerte sich mit Magnetfüßen und schnitt mit heller Schweißflamme ein anderes Stück der Außenhülle auf.

»Lassen Sie uns in mein Büro gehen«, schlug Fred vor. »In meinem Alter hält man es im Raumanzug nicht lange aus.«

Die Tatsache, dass es hier weder Schwerkraft noch Atmosphäre gab, erleichterte die Reparaturen erheblich. Der Nachteil war, dass die Techniker gezwungen waren, während der Arbeit Raumanzüge zu tragen. Holden fasste Freds Worte so auf, dass der ältere Mann auf den Kondomkatheter verzichtet hatte und dringend pinkeln musste.

»Na gut, lassen Sie uns gehen.«

Freds Büro war für eine Raumstation recht geräumig, und es roch nach altem Leder und richtigem Kaffee. Der Kapitänssafe in der Wand bestand aus Titan und gebürstetem Stahl und sah aus wie eine Requisite aus einem alten Film. Der Wandbildschirm hinter dem Schreibtisch zeigte drei Schiffsrümpfe, an denen gerade gearbeitet wurde. Es waren große, unförmige Einheiten, die rein zweckbestimmt wirkten. Wie Vorschlaghämmer. Es waren die ersten Anfänge einer eigenen Raumflotte der AAP. Holden wusste, warum die Allianz überzeugt war, sie müsse eine eigene bewaffnete Streitmacht aufbauen, aber wenn er alles bedachte, was in den letzten Jahren geschehen war, dann wurde er den Eindruck nicht los, dass die Menschheit aus ihren traumatischen Erlebnissen immer die falschen Schlüsse zog.

»Kaffee?«, bot Fred an. Als Holden nickte, machte er sich an der Kaffeemaschine auf einem Beistelltisch zu schaffen und zapfte zwei Tassen. Diejenige, die er Holden anbot, trug ein verblasstes Abzeichen. Es war der geteilte Kreis der AAP, der allerdings stark abgegriffen und fast unsichtbar war.

Holden nahm die Tasse und deutete auf den Bildschirm. »Wie lange brauchen Sie noch dafür?«

»Im Moment rechnen wir mit sechs Monaten.« Mit dem Grunzen eines alten Mannes ließ Fred sich auf seinem Stuhl nieder. »Das ist fast so, als würde es ewig dauern. In anderthalb Jahren sind die Gesellschaftsstrukturen der Menschen in dieser Galaxis nicht mehr wiederzuerkennen.«

»Die Diaspora.«

»Wenn Sie es denn so nennen wollen.« Fred nickte. »Ich nenne es ›Auf in den Wilden Westen‹. Da sind eine Menge Planwagen unterwegs ins Gelobte Land.«

Mehr als tausend Welten standen der Besiedlung offen. Menschen von allen Planeten, Stationen und Felsbrocken im ganzen Sonnensystem stürmten los, um ein Stück vom großen Kuchen zu ergattern. Im Heimatsystem beeilten sich unterdessen drei Regierungen, möglichst viele Kriegsschiffe zu bauen, um den Ansturm zu kontrollieren.

Auf der Außenhülle eines Schiffs flammte ein Schweißapparat so hell auf, dass der Monitor das Bild automatisch dunkler stellte.

»Wenn Ilus überhaupt irgendetwas war, dann eine Warnung, dass eine Menge Menschen sterben werden«, meinte Holden. »Hat da eigentlich jemand zugehört?«

»Bestimmt nicht. Wissen Sie, was damals beim großen Zug in den Westen geschah?«

»Ja.« Holden trank einen Schluck von Freds Kaffee. Er schmeckte wundervoll. Auf der Erde angebaut, ein köstliches Aroma. Ein Privileg des Anführers. »Ich habe schon verstanden, was Sie mit dem Planwagen meinten. Sie müssen wissen, dass ich in Montana auf-

gewachsen bin. Da erzählen sich die Leute heute noch Geschichten aus dem Wilden Westen.«

»Dann wissen Sie auch, dass der Glaube an ein vorbestimmtes Schicksal viele Tragödien nach sich zieht. Viele dieser Planwagen haben es geschafft. Viele Menschen, die durchgekommen sind, mussten sich am Ende dennoch als Hilfsarbeiter beim Eisenbahnbau, in den Bergwerken und bei reichen Farmern verdingen.«

Holden nippte an seinem Kaffee und beobachtete den Schiffsbau. »Ganz zu schweigen von den Ureinwohnern, die dort gelebt haben, ehe die Planwagen aufgetaucht sind und eine hübsche neue Seuche mitgebracht haben. Unsere Vorstellungen von einer galaktischen Bestimmung vertreiben wenigstens nichts Höheres als eine Pseudoeidechse.«

Fred nickte. »Mag sein. Bisher scheint es so. Aber bisher wurden noch nicht alle dreizehnhundert Systeme untersucht. Wer weiß, was wir dort finden.«

»Killerroboter und kontinentgroße Fusionsreaktoren, die nur darauf warten, dass jemand den Schalter umlegt, damit sie den halben Planeten in die Luft jagen können, wenn mich meine Erinnerungen nicht trügen.«

»Diese Einschätzung beruht auf einem einzigen Planeten. Es könnte noch viel verrückter werden.«

Holden zuckte mit den Achseln und trank den Kaffee aus. Fred hatte recht. Man konnte nicht einmal ahnen, was sie auf all den anderen Welten erwartete. Niemand wusste, auf welche Gefahren die angehenden Kolonisten stoßen würden, die dorthin eilten, um das neue Land für sich zu beanspruchen.

»Avasarala ist nicht gut auf mich zu sprechen«, warf Holden ein.

»Nein, ist sie nicht«, stimmte Fred zu. »Ich schon.«

»Wie bitte?«

»Schauen Sie, die alte Dame wollte, dass Sie dort hinausfliegen und allen im Sonnensystem zeigen, wie übel es ausgehen könnte. Die Leute sollten Angst bekommen und warten, bis die Regierung

gen ihnen Bescheid sagen, dass sie gefahrlos hinfliegen können. Damit hätte sie die Kontrolle behalten.«

»Es war ziemlich beängstigend«, wandte Holden ein. »Habe ich mich in dieser Hinsicht nicht deutlich genug ausgedrückt?«

»Gewiss. Aber man konnte es offenbar überleben, und bald ist Illus bereit, Frachter mit Lithium zu den hiesigen Märkten zu schicken. Die Leute werden dabei reich. Vielleicht bilden sie nur eine Ausnahme, aber bis sich das herumspricht, sind schon unzählige Menschen von all den Welten unterwegs, um sich eine eigene Goldmine zu suchen.«

»Ich wüsste nicht, was ich hätte anders machen können.«

»Überhaupt nichts«, stimmte Fred zu. »Avasarala, Premierminister Smith auf dem Mars und die anderen Politikersäcke wollen vor allem die Kontrolle behalten. Aber Sie haben dafür gesorgt, dass es ihnen nicht gelingen wird.«

»Warum sind Sie dann so erfreut?«

»Weil ich nichts kontrollieren will«, entgegnete Fred grinsend. »Und deshalb werde ich am Ende die Kontrolle haben. Ich denke langfristig.«

Holden stand auf und schenkte sich noch eine Tasse von Freds köstlichem Kaffee ein. »Ich fürchte, das müssen Sie mir noch mal ganz langsam erklären.« Er lehnte sich neben der Maschine an die Wand.

»Ich habe die Medina-Station. Ein autarkes Raumschiff, an dem jeder vorbeimuss, der durch die Ringe will. Jeder, der etwas braucht, kann bei uns Päckchen mit Samen und Notunterkünfte bekommen. Wir verkaufen Pflanzerde und Wasserfilter zum Selbstkostenpreis. Jede Kolonie, die überlebt, wird es teilweise nur deshalb schaffen, weil wir ihr geholfen haben. Hinter wem werden die Siedler wohl stehen, wenn es darum geht, eine Art galaktische Regierung zu bilden? Hinter den Leuten, die mit dem Gewehr in der Hand eine Hegemonie durchsetzen wollen? Oder hinter denen, die immer da sind, um ihnen im Krisenfall zu helfen?«

»Die Leute werden Sie unterstützen«, antwortete Holden. »Deshalb bauen Sie Schiffe. Sie müssen am Anfang hilfsbereit auftreten, weil alle Ihre Hilfe brauchen. Aber wenn es darum geht, eine Regierung zu bilden, wollen Sie auch Stärke zeigen.«

»Genau.« Fred lehnte sich auf dem Stuhl zurück. »Die Allianz der Äußeren Planeten hat von Anfang an alles jenseits des Gürtels eingeschlossen. Das gilt immer noch. Das Gelände ist nur ... etwas größer geworden.«

»So einfach kann es doch nicht sein. Die Politiker von Erde und Mars werden keinesfalls die Hände in den Schoß legen und Ihnen die Führung der Galaxis überlassen, nur weil Sie Zelte und Fresspakete verteilen.«

»Es ist immer schwieriger, als man denkt«, gab Fred zu. »Aber so gehen wir es erst einmal an. Solange mir die Medina-Station gehört, kontrolliere ich das Zentrum des Spielfeldes.«

»Haben Sie meinen Bericht überhaupt gelesen?«, fragte Holden. Es gelang ihm nicht, den ungläubigen Unterton zu unterdrücken.

»Ich unterschätze keineswegs die Gefahren, die auf diesen Welten ...«

»Vergessen Sie das, was da draußen zurückgeblieben ist«, fiel Holden ihm ins Wort. Er stellte die halb geleerte Kaffeetasse ab und marschierte quer durch den Raum, um sich über Freds Schreibtisch zu beugen. Der alte Mann wich mit gerunzelter Stirn zurück. »Vergessen Sie die Roboter und Bahnsysteme, die noch funktionieren, nachdem sie eine Milliarde Jahre außer Betrieb waren. Vergessen Sie die explodierenden Reaktoren. Vergessen Sie die tödlichen Schnecken und die Mikroben, die Ihnen in die Augen kriechen und Sie blenden.«

»Wie lang wird die Liste noch?«

Holden ließ sich nicht beirren. »Nicht vergessen sollten Sie aber die Zauberkegel, die das alles abgewendet hat.«

»Es war wirklich ein glücklicher Zufall, dass Sie dieses Artefakt gefunden haben, wenn man bedenkt ...«

»Nein, das war es nicht. Es war die erschreckendste Antwort auf das Fermi-Paradoxon, die ich mir überhaupt vorstellen kann. Wissen Sie, warum es in Ihrer Analogie zum Wilden Westen keine Indianer gibt? Weil sie schon tot sind. Diese Leute, wer sie auch waren, hatten einen großen Vorsprung. Sie haben das alles erschaffen und ihren Protomolekül-Torbauer benutzt, um alle anderen umzubringen. Aber das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Wirklich beängstigend ist, dass ihnen etwas *anderes* in die Quere gekommen ist, das sie einfach umgelegt hat, und jetzt vermodern die Leichen in der ganzen Galaxis. Die Frage, die wir uns wirklich stellen sollten, lautet: Wer hat diese Zauberkegel abgefeuert? Und werden deren Besitzer einverstanden sein, wenn wir die Sachen der Opfer an uns nehmen?«

Fred hatte der Crew im Verwaltungstrakt der Tycho-Station zwei Apartments überlassen. Holden und Naomi teilten sich eine Suite im Wohnring, Alex und Amos die andere. In der Praxis bedeutete dies allerdings, dass sie im Grunde nur dort schliefen. Wenn die Jungs nicht die zahlreichen Unterhaltungsmöglichkeiten der Tycho-Station in Anspruch nahmen, hockten sie anscheinend die ganze Zeit in Holdens und Naomis Apartment.

Als Holden hereinkam, saß Naomi am Esstisch und ging auf dem Handterminal eine komplizierte Aufstellung durch. Sie lächelte Holden an, ohne den Kopf zu heben. Alex lümmelte im Wohnzimmer auf dem Sofa. Der Wandbildschirm war eingeschaltet und zeigte die Grafiken und Moderatoren eines Newsfeeds. Der Tonkanal war jedoch stumm, und der Pilot hatte den Kopf zurückgelegt und die Augen geschlossen. Er schnarchte leise.

»Schlafen sie jetzt auch hier?« Holden setzte sich Naomi gegenüber an den Tisch.

»Amos holt das Essen. Wie ist es bei dir gelaufen?«

»Willst du zuerst die schlechten oder die ganz schlechten Neuigkeiten hören?«

Endlich schaute Naomi auf. Sie legte den Kopf schief und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Hast du schon wieder dafür gesorgt, dass man uns feuert?«

»Dieses Mal nicht. Die *Rosinante* ist ziemlich im Eimer. Sakai sagt ...«

»Achtundzwanzig Wochen«, unterbrach Naomi.

»Ja. Hast du mein Terminal angezapft?«

»Ich sehe mir gerade die Reperaturlisten an.« Sie deutete auf ihren Bildschirm. »Das ist vor einer Stunde reingekommen. Er ... Sakai ist ziemlich gut.«

Nicht so gut wie Sam. Die Bemerkung lag unausgesprochen in der Luft. Naomi richtete den Blick wieder auf den Tisch, die Haare fielen herab und verdeckten ihr Gesicht.

»Ja, das wäre dann die schlechte Nachricht«, erklärte er. »Ein halbes Jahr Ausfall, und ich warte immer noch darauf, dass Fred sich bereit erklärt, die Kosten zu übernehmen. Oder wenigstens einen Teil davon. Egal wie viel.«

»Wir sind ziemlich gut bei Kasse. Gestern ist das Honorar der UN eingegangen.«

Holden nickte. Er war schon beim nächsten Punkt. »Vergessen wir mal das Geld. Wenn es um das Artefakt geht, wollen mir die Leute einfach nicht zuhören.«

Naomi deutete nach Art der Gürtler mit den Händen ein Achselzucken an. »Glaubst du denn, dieses Mal müsste es anders laufen? Sie haben doch noch nie zugehört.«

»Ich möchte endlich mal für meine optimistische Einschätzung der Menschheit gelobt werden.«

»Ich habe Kaffee gemacht.« Sie nickte in die Richtung der Küche.

»Fred hat mir einen Kaffee spendiert. Er war so gut, dass ich schlechteren nicht mehr mag. Auch in dieser Hinsicht war das Treffen mit ihm unbefriedigend.«

Die Tür des Apartments glitt auf, und Amos trampelte mit zwei großen Beuteln herein. Der Geruch von Zwiebeln und Curry erfüllte den Raum.

»Futter.« Er legte vor Holden die Beutel auf den Tisch. »He, Kämpen, wann bekomme ich mein Schiff zurück?«

»Ist das Essen da?«, ließ sich Alex benommen, aber laut aus dem Wohnbereich vernehmen. Amos antwortete nicht. Er holte bereits die Schaumstoffkartons aus den Beuteln und verteilte sie auf dem Tisch. Holden hatte angenommen, er sei zu gereizt, um etwas zu essen, aber der würzige Duft der indischen Gerichte belehrte ihn eines Besseren.

»Das wird lange dauern«, sagte Naomi zu Amos. Sie hatte sich schon ein paar Sojawürfel in den Mund geschoben. »Wir haben die Aufhängung verbogen.«

»Verdammt«, schimpfte Amos. Er setzte sich und nahm sich zwei Essstäbchen. »Kaum lasse ich euch mal ein paar Wochen allein, und schon ramponiert ihr mein Mädchen.«

»Da sind außerirdische Superwaffen zum Einsatz gekommen«, gab Alex zu bedenken. Er schlurfte herbei, die vom Schlaf verschwitzten Haare standen in allen Richtungen ab. »Die Gesetze der Physik wurden geändert, und jemand hat Fehler gemacht.«

»Ist doch immer wieder der gleiche Mist.« Amos schob dem Piloten eine Portion Curryreis hinüber. »Dreh mal den Ton auf. Ich glaube, es geht um Ilus.«

Naomi aktivierte die Tonspur des Videofeeds, bis die Stimme des Sprechers zu hören war. »... die Energieversorgung teilweise wiederhergestellt, aber Quellen auf dem Planeten zufolge wird dieser Rückschlag ...«

»Ist das echtes Hühnchen?« Alex öffnete eine weitere Packung. »Wir prassen jetzt aber ein wenig, oder?«

»Still«, sagte Amos. »Die reden über die Kolonie.«

Alex verdrehte die Augen, äußerte sich jedoch nicht weiter, während er die gewürzten Streifen Hähnchenfilet auf seinen Teller schob. »... gelangte diese Woche der Entwurf eines Berichts über die Einzelheiten des Angriffs auf die Callisto-Werften im letzten Jahr an die Öffentlichkeit. Der Bericht ist zwar noch nicht offiziell,

aber ersten Meldungen zufolge heißt es, eine Splittergruppe der Allianz der Äußeren Planeten sei beteiligt gewesen, und die Verantwortung für die hohe Zahl von Opfern ...«

Mit einem wütenden Hieb auf die Steuerung im Tisch schaltete Amos den Ton ab. »Mist. Ich wollte hören, was auf Ilus los ist, und keinen Mist über AAP-Cowboys, die sich selbst in die Luft jagen.«

»Ich frage mich, ob Fred weiß, wer hinter dem Anschlag steckt«, meinte Holden. »Die Hardliner der AAP können sich nur schwer von ihrer ›Wir gegen das ganze Sonnensystem‹-Theologie trennen.«

»Was wollten die dort überhaupt?«, überlegte Alex. »Auf Callisto gab es keine schwere Munition. Keine Atombomben. Nichts, was einen solchen Überfall rechtfertigen könnte.«

»Ach, seit wann gehen wir davon aus, dass sich diese Idioten plausibel verhalten?«, entgegnete Amos. »Reich mir mal das Naan.«

Holden lehnte sich seufzend zurück. »Ich weiß, dass ich dastehe wie ein naiver Idiot, aber nach Ilus dachte ich tatsächlich, wir bekämen vorübergehend einen echten Frieden, und niemand sieht sich mehr bemüßigt, andere Leute in die Luft zu jagen.«

»Es sieht doch so aus.« Naomi unterdrückte ein Rülpsen und legte die Essstäbchen weg. »Erde und Mars befinden sich in einer heiklen Entspannungsphase, und der legale Flügel der AAP treibt Politik und kämpft nicht mehr. Die Kolonisten auf Ilus arbeiten mit der UN zusammen, und die Leute knallen sich nicht mehr gegenseitig ab. Das ist so gut, besser kann es kaum noch werden. Wir dürfen aber nicht erwarten, dass dies auch wirklich allen gefällt. Schließlich sind und bleiben wir Menschen. Mit einem gewissen Prozentsatz von Arschlöchern muss man immer rechnen.«

»Wahrere Worte wurden nie gesprochen, Boss«, sagte Amos.

Sie waren mit Essen fertig und saßen ein paar Minuten in behaglichem Schweigen zusammen. Schließlich holte Amos das Bier aus dem kleinen Kühlschrank und reichte die Beutel herum. Alex stocherte mit dem Nagel des kleinen Fingers in den Zahnlücken. Naomi kümmerte sich wieder um den Reparaturplan.

»Na ja«, sagte sie, nachdem sie eine Weile die Zahlen betrachtet hatte. »Die gute Neuigkeit ist, dass wir die Reparatur mit dem Notgroschen bezahlen können, selbst wenn UN und AAP sich nicht beteiligen.«

»Wenn wir wieder fliegen, gibt es vermutlich viele Kolonisten, die durch die Ringe begleitet werden wollen«, meinte Alex.

»Ja, und glücklicherweise können wir unglaublich viel Mutterboden in unseren winzigen Laderaum stopfen«, schnaubte Amos. »Außerdem sind wir nicht unbedingt an mittellosen und verzweifelten Kunden interessiert.«

»Es ist doch so«, schaltete sich Holden ein. »Wenn es weiter so läuft wie bisher, wird es für ein privates Kriegsschiff wahrscheinlich ziemlich schwer, neue Auftraggeber zu finden.«

Amos lachte. »Lass mich vorsorglich sofort ein ›Ich hab's doch gleich gesagt‹ einwerfen. Denn wenn sich mal wieder herausstellt, dass es anders kommt, bin ich möglicherweise gar nicht mehr da, um darauf herumzureiten.«

Was Alex Kamal an langen Flügen am meisten gefiel, war die veränderte Wahrnehmung der Zeit. Die Wochen – manchmal sogar Monate – unter Schub kamen ihm immer so vor, als verlief er den Lauf der Geschichte und existierte in einem kleinen, getrennten Universum. Seine Welt bestand nur noch aus dem Schiff und den Menschen, die auf ihm lebten. Für eine lange Zeit gab es nichts weiter zu tun außer einfachen Wartungsarbeiten. Dringlichkeit existierte in diesem Leben nicht mehr. Alles funktionierte nach Plan, und der Plan sah vor, dass nichts Kritisches geschah. Wenn er durch das unendliche Vakuum des Weltraums reiste, genoss er einen ganz unerklärlichen Frieden und ein tiefes Wohlbefinden. Nur deshalb war er überhaupt fähig, diese Arbeit zu verrichten.

Er hatte andere Menschen gekannt, meist junge Männer und Frauen, die ganz andere Erfahrungen gemacht hatten. Damals bei der Raummarine war ihm ein Pilot begegnet, der bis dahin vor allem zwischen den inneren Planeten geflogen war: Erde, Luna und Mars. Der junge Mann hatte sich zu einem Flug hinaus zu den Jupitermonden unter Alex' Kommando versetzen lassen. Ungefähr zu der Zeit, zu der ein Einsatz zwischen den inneren Planeten beendet gewesen wäre, war der junge Mann zerbrochen. Er hatte sich über kleine Sticheleien aufgeregt und war von der Brücke bis zum Maschinenraum und wieder zurück auf dem Schiff umhergelaufen wie ein Tiger im Käfig. Beim Anflug auf Ganymed hatte Alex den Schiffsarzt gebeten, dem Burschen Beruhigungsmittel ins Essen zu

geben, damit er nicht völlig außer Kontrolle geriet. Am Ende des Einsatzes hatte Alex empfohlen, den Piloten nie wieder für lange Flüge einzuteilen. Manche Piloten konnte man nicht ausbilden, sondern nur im Ernstfall erproben.

Nicht dass es nicht verschiedene Sorgen und Kümernisse gab, die er mit sich herumtrug. Seit dem Untergang der *Canterbury* litt Alex an einer gewissen Grundangst. Sie waren nur vier, also war die *Rosinante* chronisch unterbesetzt. Amos und Holden waren die beiden starken männlichen Persönlichkeiten an Bord. Falls sie je aneinandergerieten, flog die Crew im wahrsten Sinne des Wortes auseinander. Der Kapitän und die XO waren ein Liebespaar, und falls sie sich jemals trennten, war nicht nur irgendein Job beendet. Im Grunde hatte er sich schon immer wegen ähnlicher Dinge Sorgen gemacht, ganz egal, mit welcher Crew er unterwegs gewesen war. Auf der *Rosinante* plagten ihn schon seit Jahren dieselben Sorgen, die jedoch nie zur Realität wurden, und das war für sich genommen schon eine Art Stabilität. Wie auch immer, Alex war jedes Mal erleichtert, wenn sie einen Flug hinter sich gebracht hatten und der nächste in Aussicht stand. Oder vielleicht nicht jedes Mal, aber doch meistens.

Die Ankunft auf der Tycho-Station hätte er als Erleichterung empfinden sollen. Die *Rosinante* war so kaputt wie noch nie, die Werften auf Tycho zählten zu den besten im ganzen Sonnensystem, und die freundlichsten waren sie obendrein. Der Weitertransport des Gefangenen, den sie von Neuterra mitgebracht hatten, lag nun nicht mehr in ihren Händen, und er konnte das Schiff verlassen. Die *Edward Israel*, die andere Hälfte des Konvois von Neuterra, flog wohlbehalten in Richtung Sonne. In den nächsten sechs Monaten gab es nichts außer Reparaturarbeiten und Freizeit. Nach allen nur denkbaren Maßstäben gab es keinen Grund, sich irgendwelche Sorgen zu machen.

»Also, welche Laus ist dir jetzt über die Leber gelaufen?«, fragte Amos.

Alex zuckte mit den Achseln, öffnete den kleinen Kühlschrank ihrer Suite, schloss ihn und zuckte abermals mit den Achseln.

»Dich beschäftigt doch irgendetwas.«

»Ja, klar.«

Die Lampen waren zu dem klaren gelbblauen Farbton gewechselt, der hier den frühen Morgen andeutete. Alex hatte nicht geschlafen. Oder jedenfalls nicht viel. Amos setzte sich an die Anrichte und goss sich einen Becher Kaffee ein. »Wir machen doch gerade keine dieser Sachen, bei denen ich dir viele Fragen stellen muss, bis du endlich bereit bist, über deine Gefühle zu reden, oder?«

Alex lachte. »Das funktioniert sowieso nicht.«

»Also lassen wir das bleiben.«

Auf langen Flügen zogen sich Holden und Naomi oft zurück, ohne dass es ihnen überhaupt wirklich bewusst wurde. Es war ganz natürlich, dass Liebende eher die gemeinsame Nähe als die Gesellschaft der Crew suchten. Wäre es anders gewesen, dann hätte Alex sich Sorgen gemacht. So aber blieb ihm nur Amos als Gesellschaft. Alex war stolz darauf, mit fast jedem anderen Crewmitglied gut zurechtzukommen, und Amos bildete keine Ausnahme. Amos war ein Mann ohne Hintergedanken. Wenn er sagte, dass er eine Weile allein sein musste, dann brauchte er Zeit für sich allein. Wenn Alex ihn fragte, ob er mit ihm zusammen einen neu heruntergeladenen Film der Neo-Noir-Reihe ansehen wollte, die er abonniert hatte, dann bezog sich die Antwort immer und ausschließlich auf den Film. Es war sinnlos, sich etwas zu verkneifen, es gab keine kalte Schulter und keine Spielchen. Es war einfach, wie es war. Manchmal fragte Alex sich, was geschehen wäre, wenn Amos auf der *Donnager* gestorben wäre und er die letzten paar Jahre mit ihrem alten Arzt Shed Garvey verbracht hätte.

Wahrscheinlich wäre es nicht ganz so gut gelaufen. Oder Alex hätte sich auch an diese Situation angepasst. Es war schwer zu sagen.

»Ich habe Träume, die ... die mich beschäftigen«, sagte Alex.

»Alpträume?«

»Nein, gute Träume. Träume, die besser sind als die reale Welt. So schöne Träume, dass ich mich mies fühle, wenn ich aus ihnen erwachen muss.«

»Oh«, machte Amos nachdenklich und trank einen Schluck Kaffee.

»Hattest du schon mal solche Träume?«

»Nein.«

»Das Problem ist, dass Tali in ihnen allen vorkommt.«

»Tali?«

»Talissa.«

»Deine Exfrau.«

»Genau«, bestätigte Alex. »Sie ist immer da, und es ist immer ... es ist immer gut. Ich meine, nicht so, als wären wir wieder zusammen. Manchmal sehe ich mich auf dem Mars, manchmal ist sie auf dem Schiff. Sie ist einfach nur da, und es ist gut, und dann wache ich auf, und sie ist nicht da, und es ist nicht mehr gut. Und ...«

Amos legte die Stirn in Falten und schürzte nachdenklich die Lippen.

»Willst du deine Exfrau zurückhaben?«

»Nein, wirklich nicht.«

»Bist du scharf?«

»Nein, in den Träumen geht es nicht um Sex.«

»Dann bist du allein. Das ist alles, was ich da sehe.«

»Es hat da hinten angefangen.« Alex meinte die andere Seite der Ringe, als er über Neuterra gekreist war. »Ihr Name fiel mal in einer Unterhaltung, und seitdem ... ich habe sie enttäuscht.«

»Jo.«

»Sie hat jahrelang auf mich gewartet, aber ich war nicht der Mann, der ich sein wollte.«

»Nö«, stimmte Amos zu. »Willst du einen Kaffee?«

»Ja, unbedingt«, antwortete Alex.

Amos schenkte ihm eine Tasse ein. Der Mechaniker tat keinen Zucker hinein, ließ aber ein Drittel für die Sahne frei. So gut lernte man sich kennen, wenn man lange auf einem Schiff flog.

»Es war nicht schön, wie wir auseinandergegangen sind«, fuhr Alex fort. Es war eine einfache Aussage, keine große Offenbarung, und doch hatte die Bemerkung das Gewicht einer Beichte.

»Nö«, pflichtete Amos ihm bei.

»Manchmal glaube ich, dies ist eine Gelegenheit.«

»Dies?«

»Die *Rosinante* liegt lange im Dock. Ich könnte zum Mars fliegen, sie wiedersehen und mich entschuldigen.«

»Und dann lässt du sie wieder sitzen, um rechtzeitig hier zu sein, wenn der Hauptantrieb hochfährt.«

Alex starrte in seinen Kaffeepott. »Ich möchte das in Ordnung bringen.«

Amos zuckte lebhaft mit den Achseln. »Dann flieg hin.«

Tausend Einwände fielen ihm ein. Die vier hatten sich noch nie getrennt, seit sie als Crew zusammengekommen waren. Alex empfand es als ein böses Omen, die Gruppe jetzt aufzuspalten. Vielleicht brauchte ihn auch die Reparaturmannschaft auf Tycho, oder sie nahmen im Schiff eine Veränderung vor, die er erst viel später in einem kritischen Moment bemerken würde. Noch schlimmer, vielleicht kehrte er nie mehr zurück, wenn er jetzt fortging. Wenn das Universum in den letzten Jahren eines bewiesen hatte, dann war es die Tatsache, dass man sich auf rein gar nichts verlassen konnte.

Das Zirpen eines Handterminals erlöste ihn. Amos zog das Gerät aus der Tasche, sah es an, tippte auf den Bildschirm und blickte finster drein. »Ich brauch jetzt mal etwas Ruhe.«

»Klar«, antwortete Alex. »Kein Problem.«

Vor ihrer Suite erstreckte sich die Tycho-Station in langen, sanften Kurven. Sie zählte zu den Kronjuwelen der Allianz der Äußerer

Planeten. Ceres war größer, und die Medina-Station besetzte die verrückte langsame Zone zwischen den Ringen, aber die Tycho-Station war von Anfang an der ganze Stolz der AAP gewesen. Die weiten geschwungenen Linien, die eher an ein Segelschiff erinnerten als an das Design der Raumschiffe, die sie bediente, erfüllten keinen praktischen Zweck. Die Schönheit der Station war reine Prahlerei: Hier wirken die Geister, die Eros und Ceres in Rotation versetzt haben, hier ist die Werft, die das größte Raumschiff in der Geschichte der Menschheit gebaut hat. Die Männer und Frauen, die vor gar nicht einmal so vielen Generationen den Abgrund jenseits des Mars überwunden hatten, waren klug und tatkräftig genug, um so etwas zu erschaffen.

Alex wanderte eine lange Promenade hinunter. Die Menschen, denen er begegnete, waren Gürtler. Die Körper waren schmal und lang, die Köpfe größer als bei Erdbewohnern. Alex war in der relativ niedrigen Marsschwerkraft aufgewachsen, besaß jedoch nicht den Körperbau, den eine unter Schwerelosigkeit verbrachte Kindheit nach sich zog.

In der leeren Weite der breiten Korridore wuchsen Pflanzen, Ranken krochen in der Rotationsschwerkraft empor, wie sie es auch unter irdischen Bedingungen getan hätten. Kinder rannten durch die Flure und drückten sich vor dem Unterricht, wie er es damals in Londres Nova getan hatte. Er trank Kaffee und versuchte, sich an den Frieden eines langen Raumflugs zu erinnern. Die Tycho-Station war ein künstliches Gebilde, genau wie die *Rosinante*. Das Vakuum außerhalb der schützenden Hülle war ebenso allgegenwärtig und erbarmungslos. Es half nichts, er kam nicht zur Ruhe. Die Tycho-Station war nicht sein Schiff und nicht sein Heim. Die Leute, denen er begegnete, als er zum Gemeinschaftsbereich ging und durch die mehrlagigen durchsichtigen Keramikscheiben zum glitzernden Spektakel der Werften blickte, waren nicht seine Familie. Immer wieder fragte er sich, was Tali von alledem gehalten hätte. Wenn sie ihn an einen anderen Ort begleitet und dessen

Schönheit erkannt hätte, wie es ihm umgekehrt auf dem Mars nie gelungen war.

Als er die Tasse ausgetrunken hatte, ging er weiter. Wie all die anderen Passanten schlenderte er durch die Gänge, wickelte den Elektrokarren aus und tauschte in der polyglotten linguistischen Katastrophe, die als Dialekt der Gürtler galt, Höflichkeiten mit den anderen Menschen aus. Er achtete kaum darauf, wohin er ging, bis er auf einmal dort war.

Die *Rosinante* schwebte halb entkleidet im Vakuum. Die äußere Hülle war abgeschält, und die innere strahlte hell im Licht der Arbeitslampen. Das Schiff kam ihm so klein vor. Ihre Abenteuer hatten vor allem auf der Außenhaut Narben hinterlassen. Diese Narben waren jetzt verschwunden, nur die tieferen Verletzungen waren geblieben. Von hier aus konnte er es nicht erkennen, aber er wusste genau, wo das Schiff beschädigt war. Auf der *Rosinante* war er länger geflogen als auf jedem anderen Schiff im Laufe seiner Pilotenkarriere, und er liebte sie mehr als alle anderen. Sogar mehr als das allererste.

»Ich bin bald wieder da«, versprach er dem Raumschiff, und wie um ihm zu antworten, flammte auf der Krümmung des Antriebsstrichters eine Schweißflamme auf, die vorübergehend sogar heller war als die Sonne, wenn man sie ohne Abschirmung auf dem Mars betrachtete.

Die Suite, die Naomi und Holden sich teilten, lag gleich neben derjenigen, in der er und Amos schliefen. Die Tür bestand aus dem gleichen anheimelnden Holzimitat, und die Ziffern an der Wand glänzten so hell wie vor seinem Apartment. Alex trat ein und hörte, dass gerade eine Unterhaltung im Gange war.

»... wenn du das wirklich für nötig hältst«, sagte Naomi. Die Stimme kam aus dem Hauptraum der Suite. »Aber meiner Ansicht nach spricht alles dafür, dass du sämtliche Rückstände beseitigt hast. Ich meine, Miller ist doch nicht mehr aufgetaucht, oder?«

»Nein«, antwortete Holden und begrüßte Alex mit einem Nicken. »Aber die Vorstellung, dass wir so lange diesen Kleister im Schiff hatten und es nicht einmal wussten, jagt mir einen kalten Schauer über den Rücken. Dir etwa nicht?«

Alex hielt Holden seinen Kaffeepott hin, Holden nahm ihn entgegen und füllte ihn, ohne nachzudenken. Kein Zucker, genug Platz für die Sahne lassen.

»Und ob.« Naomi kam herüber. »Aber nicht so sehr, dass ich deshalb das ganze verdammte Schott ausbauen ließe. Die Ersatzteile sind nie so stabil wie die Originale, das weißt du doch.«

Alex hatte Naomi Nagata auf der *Canterbury* kennengelernt. Er sah immer noch das grobknochige zornige Mädchen vor sich, das Kapitän McDowell ihnen als die neue Maschinistin vorgestellt hatte. Fast ein Jahr lang hatte sie sich hinter ihren langen Haaren versteckt. Jetzt tauchten in dem Schwarz die ersten weißen Strähnen auf. Sie stand aufrecht und fühlte sich wohl in ihrer Haut. Selbstbewusster und stärker, als er es je für möglich gehalten hätte. Und Holden, dieser großmäulige, von sich selbst eingenommene Erste Offizier, der die unehrenhafte Entlassung aus dem Militärdienst wie einen Orden getragen hatte, war zu diesem Mann geworden, der ihm die Sahne reichte und fröhlich zugab, wie irrational seine Ängste waren. Die Zeit hatte sie wohl alle verändert. Nur dass er nicht sicher war, wie es sich bei ihm ausgewirkt hatte. Vermutlich war er in dieser Hinsicht ein wenig betriebsblind.

Amos war die Ausnahme. Amos veränderte sich nie.

»Was sagst du, Alex?«

Er grinste und antwortete im schleppenden Dialekt des Mariner Valley. »Also, Mann, ich denke mir, es hat uns nicht umgebracht, als es da war, und wird uns jetzt, wo es weg ist, erst recht nicht mehr umbringen.«

»Schön«, lenkte Holden seufzend ein.

»So sparen wir auch eine Menge Geld«, fügte Naomi hinzu. »Wir stehen in jeder Hinsicht besser da.«

»Ich weiß«, sagte Holden. »Aber ich fühle mich immer noch komisch damit.«

»Wo steckt eigentlich Amos?«, fragte Naomi. »Strolcht er immer noch herum?«

»Nein«, berichtete Alex. »Am Anfang war er so oft im Bordell, dass er sein Taschengeld in ein paar Tagen verbraucht hatte. Danach haben wir uns einfach irgendwie die Zeit vertrieben.«

»Wir müssen etwas finden, um ihn zu beschäftigen, solange wir auf Tycho sind«, sagte Holden. »Ach, wir müssen für uns alle eine Beschäftigung finden.«

»Wir könnten uns auf der Station eine Arbeit suchen«, schlug Naomi vor. »Ich weiß allerdings nicht, was hier gebraucht wird.«

»Wir haben Anfragen von einem halben Dutzend Interessenten für bezahlte Vorträge über Neuterra«, warf Holden ein.

»Genau wie alle anderen, die durch den Ring zurückgekommen sind«, antwortete Naomi lachend. »Der Feed dorthin und zurück funktioniert noch.«

»Willst du damit sagen, dass wir ablehnen sollten?«, fragte Holden. Es klang ein wenig verletzt.

»Ich will damit sagen, dass es viele Dinge gibt, für die ich mich lieber bezahlen lassen würde als ausgerechnet dafür, über mich selbst zu reden.«

Holden sank ein wenig in sich zusammen. »Da hast du auch wieder recht. Aber wir werden hier noch lange festsitzen. Wir müssen etwas zu tun haben.«

Alex holte tief Luft. Jetzt kam es. Das war der entscheidende Augenblick. Seine Entschlossenheit schwankte. Er goss sich Sahne in den Pott. Die Schwärze wich einem warmen Brauntön. Der Kloß im Hals fühlte sich an, als hätte er ein ganzes Ei verschluckt.

»Also«, begann er. »Ich habe, äh ... ich habe über verschiedene Dinge nachgedacht ...«

Die Tür des Apartments ging auf, und Amos trat ein. »Hallo, Käpt'n. Ich brauche Urlaub.«

Naomi legte den Kopf schief und runzelte die Stirn. Holden kam ihr zuvor.

»Urlaub?«

»Ja. Ich muss was auf der Erde erledigen.«

Naomi setzte sich an der Frühstückstheke auf einen Hocker. »Was ist denn los?«

»Keine Ahnung«, antwortete Amos. »Vielleicht gar nichts, aber ich muss hin und mich vergewissern. Ich will das klären, verstehst du?«

»Ist etwas passiert?«, wollte Holden wissen. »Wenn es eine große Sache ist, könnten wir auch warten, bis die *Rosinante* repariert ist, und alle zusammen hinfliegen. Ich warte sowieso schon auf einen Vorwand, um Naomi endlich mal auf die Erde zu bekommen und meiner Familie vorzustellen.«

Die Verärgerung erschien und verschwand so schnell im Gesicht der Bordingenieurin, dass es Alex beinahe entgangen wäre. Das waren die Momente, die ihn nervös machten. Immer wieder machte Holden Bemerkungen, die Naomi tief trafen, ohne es zu bemerken. Sie hatte sich schon wieder gefangen, ehe Amos antwortete.

»Du musst wohl noch etwas länger nach deinem Vorwand suchen, Käpt'n. Es eilt ein wenig. Eine Frau, mit der ich mal zu tun hatte, ist gestorben. Ich muss mich einfach nur vergewissern, dass dort alles in Ordnung ist.«

»Oh, das tut mir leid«, sagte Naomi. Holden fragte im gleichen Moment: »Kümmerst du dich um ihren Nachlass?«

»Ja, etwas in dieser Art«, erklärte Amos. »Wie auch immer, ich habe eine Passage nach Ceres und dann weiter in die Schwerkraftsenke gebucht, aber ich muss wohl ein paar meiner Anteile versilbern, damit ich da unten genug Geld habe.«

Schweigen breitete sich aus. »Aber du kommst doch wieder zurück, oder?«, fragte Naomi.

»Ich will's versuchen.« Alex entging nicht, dass die Antwort ehrlicher war als ein einfaches Ja. Amos wollte zurückkommen, aber

es konnte alles Mögliche geschehen. In all den Jahren, die sie zusammen auf der *Canterbury* und der *Rosinante* geflogen waren, hatte Amos so gut wie nie, und wenn überhaupt, dann höchstens in sehr allgemeinen Begriffen, über seine Vergangenheit auf der Erde gesprochen. Alex fragte sich, ob es daran lag, dass die Vergangenheit nicht erwähnenswert war, oder ob sie zu schmerzlich war, um sich an sie zu erinnern. Bei Amos war es sogar denkbar, dass beides zugleich zutraf.

»Natürlich«, stimmte Holden zu. »Sag mir, wie viel du brauchst.«

Die Verhandlungen waren kurz, die Übertragung wickelten sie mithilfe der Handterminals ab. Amos grinste und klopfte Alex auf die Schulter.

»Alles klar. Jetzt hast du die Bude für dich allein.«

»Wann fliegst du ab?«, fragte Alex.

»In etwa einer Stunde. Ich muss mich sputen.«

»In Ordnung«, antwortete Alex. »Pass gut auf dich auf, Partner.«

»Mach ich.« Mit diesen Worten ging Amos hinaus.

Die drei verbliebenen Besatzungsmitglieder der *Rosinante* standen schweigend in der Küche. Holden schien schockiert, Naomi wirkte eher amüsiert. Alex schwankte zwischen den beiden Gefühlen.

»Also, das war verrückt«, sagte Holden. »Ob er wohl zurechtkommt?«

»Amos kommt überall zurecht«, meinte Naomi. »Ich mache mir eher Sorgen um die Leute, denen er auf die Zehen tritt.«

»Da hast du auch wieder recht«, stimmte Holden zu. Er sprang hoch, setzte sich auf die Theke und wandte sich an Alex. »Wie auch immer, du hast gesagt, du hättest über irgendetwas nachgedacht?«

Alex nickte. *Ich habe darüber nachgedacht, wie schwer es ist, mich von der Familie zu lösen, und über die Familie, die ich zerstört habe, und dass ich meine Exfrau sehen muss, um irgendeine Erklärung zu finden, was wir füreinander waren und was wir getan haben.* Das kam ihm jetzt beinahe banal vor.

»Also, weil wir ja sowieso noch lange auf Reede liegen werden, habe ich mir überlegt, einen Ausflug zum Mars zu machen und die alten Kontakte aufzufrischen.«

»Gut«, antwortete Holden. »Aber du kommst doch zurück, ehe die Reparaturen beendet sind, oder?«

Alex lächelte. »Ich will's versuchen.«

3

Naomi

Der Golgo-Tisch war für die ersten Würfe freigegeben, das erste und zweite Ziel waren noch unberührt, und das Feld war leer. Der hämmernde Bass, der in der *Blauwe Blome* dröhnte, pflanzte sich über das Deck fort und war für das Gehör nicht lauter als ein Murmeln, bei dem man sich leicht unterhalten konnte. Naomi hob die Stahlkugel und erprobte das feine Zusammenspiel zwischen Masse und Gewicht, das in jeder Schwerkraft anders war. Auf der anderen Seite warteten Malikah und ihre Kollegen aus der Reparaturmannschaft. Einer von ihnen trank einen Blue Meanie. Die hellblaue Flüssigkeit färbte ihm die Lippen wie ein Lippenstift. Naomi hatte seit drei Jahren – oder waren es schon vier? – nicht mehr Golgo gespielt, und diese Leute hier spielten jeden Donnerstag. Sie wog noch einmal die Kugel in der Hand, seufzte und warf. Sofort sprangen die gegnerischen Kugeln hervor, um ihren Wurf abzufangen, passeten sich der Drehung an und versuchten, ihre Kugel abzulenken.

So reagierte man auf einen Anfänger. Naomi war aus der Übung, aber eine Anfängerin war sie keineswegs. Der Tisch registrierte den abgeschlossenen Wurf, und Naomis Wertung erschien. Sie hatte die Hälfte des Feldes weit überschritten. Ihr Team jubelte, Malikahs Leute stöhnten. Alle lächelten. Es war ein Freundschaftsspiel. So gesittet ging es nicht überall zu.

»Ich mach den nächsten, ich bin dran!«, rief einer von Naomis neuen Teamgefährten und winkte mit der breiten bleichen Hand. Er hieß Pere oder Paar oder so ähnlich. Sie barg die Stahlkugel und

warf sie ihm hinüber. Er grinste sie an, sein Blick wanderte blitzschnell an ihrem Körper hinauf und hinunter. Der arme kleine Wicht. Naomi zog sich zurück, Malikah gesellte sich zu ihr.

»Du hast es nicht verlernt«, sagte Malikah. Sie hatte eine schöne Stimme, der Akzent der Ceres-Station milderte die gröberen Töne des tiefen Gürtels.

»Ich habe oft gespielt, als ich das letzte Mal hier war«, erklärte Naomi. »Was man als junger Mensch gelernt hat, vergisst man nie.«

»Nicht einmal, wenn man es will.« Malikah lachte, und Naomi stimmte ein.

Malikah wohnte in Drehrichtung drei Ebenen unterhalb des Klubs in einem Apartment. Als Naomi das letzte Mal dort gewesen war, hatte die damalige Besitzerin die Wände mit goldener und brauner Seide verhängt, und es hatte stark nach künstlichem Sandelholz gerochen, das die Luftrecycler nicht verstopfte. Zwei Nächte hatte Naomi im Schlafsack auf dem Boden verbracht. Bei Harfenmusik war sie eingeschlafen, während Sam und Malikah sich murmelnd unterhalten hatten. Nur dass Sam jetzt tot war. Naomi war wieder mit Jim zusammen, und die Menschheit hatte tausend Sonnensysteme geerbt, die man binnen zwei Jahren erreichen konnte. Als sie nun wieder hier war und sich mit Malikah und den Werftarbeitern unterhielt, wusste sie nicht zu sagen, was erstaunlicher war – dass sich so viel verändert hatte oder doch so wenig.

Malikah berührte Naomi an der Schulter und runzelte die Stirn. »Bist du ajà?«

»Hab nachgedacht.« Naomi konnte sich nur schwer auf den Slang der Gürtler einstellen. Das Golgo-Spiel war nicht das Einzige, was mit den Jahren eingerostet war.

Malikah zog die Mundwinkel nach unten, als am Golgo-Tisch gleichzeitig Jubel und Stöhnen zu hören waren. Auch Sam war da. Nicht die lebendige Frau mit dem roten Haar, den fröhlichen frechen Bemerkungen und ihrer Angewohnheit, Kinderworte zu

benutzen – das Aua, das Wehwehchen –, um zu beschreiben, wie ein Meteorit eine Schiffshülle zerstört hatte. Da war nur der Raum, den sie früher in Anspruch genommen hatte, und das gemeinsame Wissen der beiden Frauen, dass jemand fehlte.

Paar oder Pere reichte die Kugel an den nächsten Spieler weiter. Sakai, der neue Chefingenieur, war an der Reihe. Das gegnerische Team klopfte ihm spöttisch auf die Schultern. Naomi trat vor, um den Spielstand einzuschätzen. Es war auf eine seltsame Weise beruhigend, nur unter Gürtlern zu sein. Sie liebte ihre Crew, aber es waren zwei Erder und ein Marsianer. Es gab gewisse Unterhaltungen, die sie mit ihnen einfach nicht führen konnte.

Ohne sich umzudrehen, spürte sie den genauen Augenblick, als Jim eintraf. Die Spieler am Tisch sahen auf einmal an ihr vorbei und rissen die Augen weit auf. Sie waren sichtlich aufgeregt. Niemand sprach es aus, aber die Haltung war unverkennbar: *He, schaut mal, da ist James Holden!*

Man konnte leicht vergessen, wie bekannt Jim war. Er hatte zwei Kriege ausgelöst und beide Male zu deren Beendigung beigetragen. Er hatte das erste mit Menschen besetzte Schiff als Kapitän durch den Ring geführt – oder jedenfalls das erste, das die Reise überlebt hatte. Er hatte die Katastrophe auf der Eros-Station und den Untergang der *Agatha King* überlebt. Er war auf Neuterra gewesen, der ersten menschlichen Kolonie auf einem nichtmenschlichen Planeten, und hatte einen eigenartigen, unsicheren Frieden gestiftet. Es war beinahe peinlich zu sehen, wie die Menschen auf Holden reagierten, den sie von den Bildschirmen und aus den Newsfeeds kannten. Naomi wusste, dass ihr Jim nichts mit jenem James Holden zu tun hatte, aber es wäre sinnlos gewesen, es auszusprechen. Manche Dinge blieben auch dann noch Geheimnisse, wenn man sie öffentlich verbreitete.

»Hallo, meine Liebe.« Holden nahm sie in den Arm. In der freien Hand hatte er einen Grapefruit Martini.

»Für mich?« Sie nahm den Cocktail entgegen.

»Das hoffe ich doch. Ich würde es im Leben nicht wagen, so etwas zu trinken.«

»Hoy, Coyo«, sagte Paar oder Pere und hielt die Stahlkugel hoch. »Willst du auch mal werfen?«

Lebhaftes Lachen antwortete ihm. Teils freuten sich die Leute – *James Holden spielt Golgo mit uns!* –, und teils war es grausam: *Pass auf, wie sich der berühmte Mann blamiert*. All das hatte nichts mit der realen Person zu tun. Sie fragte sich, ob er wusste, wie sehr sich die Atmosphäre in einem Raum änderte, sobald er eintrat. Vermutlich ahnte er es nicht einmal.

»Nein«, lehnte Jim ab. »Ich spiele schrecklich schlecht. Ich kenne nicht einmal die Regeln.«

Naomi beugte sich zu Malikah vor. »Ich muss gehen. Danke, dass ich mitspielen durfte.« Das bedeutete so viel wie: *Ich bin dankbar, dass ich bei den anderen Gürtlern sein durfte, bei denen ich mich zu Hause fühle*.

»Du bist todamas willkommen, Coya-mis«, antwortete Malikah, was im Grunde hieß: *Sams Tod war nicht deine Schuld, und falls doch, dann verzeihe ich dir*.

Naomi fasste Jim am Ellbogen und bugsierte ihn zum Hauptraum der Bar. Die Musik wurde lauter, sobald sie durch die Tür traten. Licht und Lärm vereinigten sich zu einem geballten Angriff auf die Sinne. Auf der Tanzfläche bewegten sich die Gäste in Paaren oder in Gruppen. Früher, vor langer Zeit, bevor sie Jim kennengelernt hatte, war ihr die Vorstellung, sich sinnlos zu betrinken und sich ins Gedränge der Körper zu stürzen, recht verlockend vorgekommen. Liebevoll erinnerte sie sich an das Mädchen von damals, auch wenn sie froh war, dass sie die Jugend schon lange hinter sich hatte. Sie stellte sich an die Bar und trank den Martini aus. Es war zu laut, um sich zu unterhalten, daher amüsierte sie sich damit, die verwunderten Mienen der Leute zu beobachten, die Jim bemerkten und sich fragten, ob er es wirklich war. Jim dagegen langweilte sich von Herzen. Ihm kam überhaupt nicht in den Sinn, dass er im Mit-

telpunkt der Aufmerksamkeit stand. Unter anderem deshalb liebte sie ihn.

Als sie ausgetrunken hatte, nahm sie seine Hand und drängte sich nach draußen auf den öffentlichen Korridor vor dem Klub. Dort standen Männer und Frauen – fast ausnahmslos Gürtler –, die hineinwollten. Fast alle sahen ihnen nach. Es war Nacht auf der Tycho-Station, was allerdings nicht viel zu bedeuten hatte. Auf der Station gab es drei rotierende Schichten von jeweils acht Stunden Dauer: Freizeit, Arbeit, Schlaf. Wen man kannte, hing hauptsächlich von der Schicht ab, in der man arbeitete. Es war, als existierten drei verschiedene Städte an ein und demselben Ort. Eine Welt, die immer zu zwei Dritteln aus Fremden bestand. Sie legte Jim den Arm um die Hüfte und zog ihn an sich, bis sie seinen Schenkel an ihrem spürte.

»Wir müssen reden«, sagte sie.

Er verkrampfte sich ein wenig, bemühte sich aber, locker und unbefangen zu antworten. »Reden wie zwischen Mann und Frau?«

»Schlimmer«, erklärte sie. »Wie XO und Kapitän.«

»Was ist los?«

Sie traten in einen Aufzug, und sie drückte auf den Knopf für ihr Deck. Es zirpte, die Türen schlossen sich sanft. Unterdessen ordnete sie ihre Gedanken. Im Grunde wusste sie schon, was sie zu sagen hatte. Es würde ihm so wenig gefallen wie ihr selbst.

»Wir müssen uns überlegen, ob wir noch ein paar Leute für die Crew anheuern.«

Sie kannte Jim lange genug, um sein Schweigen richtig zu deuten. Die Miene hatte sich nicht verändert, nur die Augen blinzelten ein wenig schneller als gewöhnlich.

»Wirklich?«, fragte er. »Mir scheint, wir kommen ganz gut zurecht.«

»Das stimmt. Bisher ging es gut. Die *Rosinante* ist eine Militäreinheit und ziemlich raffiniert gebaut. Vieles läuft automatisch, es gibt viel Redundanz. Deshalb konnten wir so lange mit einem Drittel der normalen Besatzung zurechtkommen.«

»Mal abgesehen davon, dass wir die beste Crew am Himmel sind.«

»Das schadet bestimmt nicht. Wenn wir die Fähigkeiten und die Einsatzfreude betrachten, sind wir stark. Aber wir sind auch anfällig.«

Der Aufzug verlagerte die Position. Aufgrund des komplizierten Zusammenspiels zwischen der Rotation der Station und der Beschleunigung der Kabine veränderte sich ständig die räumliche Orientierung, und manchmal schien der Boden zu schwanken. Sie war jedenfalls sicher, dass es nur an der Bewegung lag.

»Mir ist nicht klar, was du mit ›anfällig‹ meinst«, antwortete Jim.

»Wir sind auf der *Rosinante*, seit wir sie von der *Donnager* geholt haben. Die Besatzung hat sich nicht verändert, es gibt keine Ablösung. Nenne mir auch nur ein anderes Schiff, auf dem die gleichen Bedingungen herrschen. Es gab Flüge der *Canterbury*, bei denen ein Viertel der Besatzung neu dazugekommen war ...«

Die Tür glitt auf. Sie stiegen aus und traten zur Seite, um ein anderes Paar einsteigen zu lassen. Naomi hörte die anderen miteinander murmeln, als sich die Tür schloss. Jim schwieg, während sie zu ihrer Suite liefen. Als er endlich das Wort ergriff, sprach er leise und nachdenklich.

»Glaubst du, einer von ihnen kommt nicht zurück? Amos? Oder Alex?«

»Ich denke, dass viele Dinge geschehen können. Unter hohem Schub bekommen manche Leute einen Gehirnschlag. Der Saft hilft, aber er ist keine Garantie. Immer wieder haben Leute auf uns geschossen, oder in einem verfallenden Orbit hat der Antrieb versagt. Du weißt doch noch, dass all das geschehen ist, oder?«

»Ja, aber ...«

»Wenn wir jemanden verlieren, ist statt einem Drittel der Standardbesatzung nur noch ein Viertel da. Hinzu kommt noch der Verlust an nicht redundanten Fähigkeiten.«

Holden blieb stehen, die Hand hatte er schon an die Tür ihrer Suite gelegt.

»Warte mal, warte. Wenn wir jemanden verlieren?«

»Ja.«

»Willst du mich schonend darauf vorbereiten, dass einer aus meiner Crew sterben könnte?«

»Historisch betrachtet, schaffen das so ungefähr hundert Prozent aller Menschen.«

Jim wollte etwas erwidern, hielt inne, öffnete die Tür der Suite und trat ein. Sie folgte ihm und schloss die Tür. Eigentlich hätte sie das Thema gern fallen gelassen, aber wenn sie das tat, war nicht klar, wann sie weiterreden würden.

»Hätten wir eine normale Crew, dann wäre jede Position doppelt besetzt. Falls jemand getötet oder außer Gefecht gesetzt wird, kann jemand anders sofort einspringen.«

»Ich nehme nicht vier weitere Crewmitglieder auf, ganz zu schweigen von acht neuen Leuten.« Jim ging ins Schlafzimmer. Er lief vor der Unterhaltung davon. Wirklich fliehen würde er nicht. Sie wartete, bis er zu sich kam und sich sorgte, weil er sie wütend gemacht hatte. Es dauerte etwa fünfzehn Sekunden. »Wir führen das Schiff nicht mit einer normalen Crew, weil wir keine normale Crew sind. Wir haben die *Rosinante* bekommen, als alle im Sonnensystem auf uns geschossen haben. Stealthschiffe haben direkt vor unserer Nase ein Schlachtschiff zerstört. Wir haben die *Canterbury* und dann Shed Garvey verloren. So was übersteht man nicht und macht danach weiter, als wäre nichts geschehen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Das Schiff hat keine Crew. Wir führen es nicht wie eine Crew, sondern wie eine Familie.«

»Genau«, stimmte sie zu. »Und das ist das Problem.«

Quer durch den Raum sahen sie einander an. Jim mahlte mit dem Unterkiefer, doch die Einwände kamen ihm nicht über die Lippen. Er wusste, dass sie recht hatte, und wollte doch, dass sie sich irrte. Sie konnte förmlich zusehen, wie ihm dämmerte, dass er nicht mehr ausweichen konnte.

»Na gut«, sagte er. »Wenn die anderen zurück sind, können wir darüber reden und uns einige Bewerber ansehen. Vielleicht nehmen wir auf ein oder zwei Missionen zwei neue Leute mit. Wenn sie sich gut machen, können wir sie auf Dauer behalten.«

»Das klingt gut«, meinte Naomi.

»Allerdings wird sich das Gleichgewicht auf dem Schiff verändern«, wandte Holden ein.

»Alles verändert sich.« Sie nahm ihn in die Arme.

In einem indischen Restaurant bestellten sie Curry, genveränderten Reis und Formfleisch aus Pilzprotein, das von echtem Rindfleisch kaum zu unterscheiden war. Den Rest des Abends über bemühte Holden sich, fröhlich zu wirken und sein Unbehagen zu verbergen. Es gelang ihm nicht besonders gut, aber sie fand sein Bemühen anerkennenswert.

Nach dem Essen sahen sie Unterhaltungsfeeds, bis in ihrem behaglichen Tagesrhythmus die Zeit kam, den Bildschirm abzuschalten und ins Bett zu gehen. Der Sex mit Holden hatte vor Jahren sehr aufregend begonnen, als ihnen noch bewusst war, wie komisch es wirkte, wenn der Kapitän mit seiner XO schlief. Jetzt war er erfüllter, ruhiger und verspielter. Und viel vertrauter.

Als sie danach, die Laken zu Seilen gedreht und um die Füße gewickelt, auf der großen Gelmatratze lagen, schweiften Naomis Gedanken ab. Sie dachte an die *Rosinante* und an Sam, an einen Gedichtband, den sie als Mädchen gelesen hatten, schließlich an eine Musikgruppe, in die sie ein älterer Ingenieur auf der *Canterbury* geschleppt hatte. Die Erinnerungen wichen allmählich den surrealen Bildern eines Traums, als Jims Stimme sie in einen beinahe völlig wachen Zustand zurückholte.

»Es gefällt mir nicht, dass sie weg sind.«

»Hm?«

»Alex und Amos. Es gefällt mir nicht, dass sie weg sind. Wenn sie Ärger bekommen, sind wir hier. Ich kann nicht mal die *Rosinante* starten und sie holen.«

»Ihnen wird schon nichts passieren«, antwortete sie.

»Ich weiß. Irgendwie weiß ich das ja.« Er drückte sich auf einem Ellbogen hoch. »Machst du dir wirklich keine Sorgen?«

»Ein bisschen vielleicht schon.«

»Ich meine, ich weiß ja, dass sie erwachsene Männer sind, aber wenn nun etwas passiert, wenn sie nicht zurückkommen ...«

»Das wäre ein harter Schlag«, stimmte Naomi zu. »Wir vier verlassen uns seit Jahren sehr stark aufeinander.«

»Genau«, stimmte Jim zu. Dann fuhr er fort: »Weißt du, wer diese Frau ist, nach der Amos sehen will?«

»Nein, keine Ahnung.«

»Ob sie seine Geliebte war?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Naomi. »Ich hatte aber den Eindruck, dass es eher um eine Art Ersatzmutter ging.«

»Hm. Vielleicht. Ich weiß auch nicht, wie ich auf eine Geliebte gekommen bin.« Seine Stimme klang zunehmend schläfrig. »He, darf ich dich mal was Aufdringliches fragen?«

»Soweit mich die Erinnerung nicht trügt.«

»Warum ist zwischen dir und Amos nichts gelaufen? Ich meine damals auf der *Canterbury*.«

Naomi lachte, drehte sich um und legte ihm den Arm über den Oberkörper. Obwohl sie schon so lange mit ihm flog, mochte sie immer noch den Geruch seiner Haut. »Ist das dein Ernst? Hast du seiner Sexualität überhaupt mal ein wenig Aufmerksamkeit geschenkt?«

»Das wäre zwischen Amos und mir wohl etwas daneben.«

»Glaub mir, du willst es auch gar nicht wissen«, erklärte Naomi.

»Hm, na gut. Ich habe nur nachgedacht. Auf der *Canterbury* ist er dir nicht von der Seite gewichen, und bisher hat er nie davon gesprochen, die *Rosinante* zu verlassen.«

»Er bleibt nicht meinerwegen auf der *Rosinante*«, erklärte Naomi.

»Er bleibt deinerwegen.«

»Meinerwegen?«

»Er braucht dich als sein externes nachträgliches Gewissen.«

»Das glaube ich nicht.«

»So ist es aber. Er sucht sich jemanden, der ethische Maßstäbe hat, und nimmt sich daran ein Beispiel«, fuhr sie fort. »Das hilft ihm, kein Monster zu sein.«

»Warum sollte er sich bemühen, kein Monster zu sein?« Die Worte kamen nur noch schleppend heraus.

»Weil er eins ist«, sagte Naomi. Auch sie war fast eingeschlafen. *Deshalb kommen wir so gut miteinander aus.*

Die Botschaft kam zwei Tage später ohne Vorwarnung. Naomi war mit einem EVA-Anzug draußen unterwegs und inspizierte mit Chefingenieur Sakai die Reparaturarbeiten. Er erklärte ihr gerade, warum sie die Verbindungen zwischen innerer und äußerer Hülle mit einer anderen Art Keramiklegierung konstruieren wollten, als eine Vorrangnachricht auf ihrem Helmdisplay erschien. Nach dem Gespräch mit Holden bekam sie sofort Angst, Alex oder Amos sei irgend etwas zugestoßen.

»Einen Moment«, bat sie. Sakai antwortete mit erhobener Faust.

Sie ließ die Botschaft ablaufen. Auf dem eingeblendeten Fenster tauchte zuerst der geteilte Kreis der AAP auf, danach erschien Marco. Mit den Jahren war sein Gesicht etwas breiter und das Kinn etwas weicher geworden. Die Haut hatte noch die dunkle Farbe, an die sie sich erinnerte, und die Hände, die er während der Aufnahme vor sich auf dem Tisch gefaltet hatte, waren so zierlich wie damals. Sein Lächeln war eine Mischung aus Kummer und Belustigung. Sie fühlte sich in der Zeit zurückversetzt.

Die medizinischen Systeme des Anzugs hielten die Nachricht an. Warnungen wegen des schnellen Pulsschlags und des erhöhten Blutdrucks. Mit einem Druck des Kinns schaltete sie die Warnungen ab und hörte wieder die zögernde Stimme, die sicherer klang, je länger die Aufzeichnung lief.

»Es tut mir leid. Ich weiß, dass du nichts mehr von mir hören wolltest. Wenn es dir hilft, möchte ich darauf hinweisen, dass ich mich bisher daran gehalten habe, und es fällt mir auch jetzt nicht leicht.«

Abschalten, dachte sie. Den Feed stoppen. Löschen. Ich bekomme sowieso nur Lügen zu hören. Vergiss, dass die Nachricht überhaupt gekommen ist. Marco wandte den Blick von der Kamera ab, als hätte er ihre Gedanken gelesen oder als wüsste er, was sie dachte.

»Naomi, ich war mit deiner Entscheidung wegzugehen nicht einverstanden, aber ich habe sie respektiert. Auch als du in den Nachrichten aufgetaucht bist und jeder wusste, wo du warst, habe ich mich nicht gemeldet. Es geht mir jetzt auch nicht um mich selbst.«

Es klang klar, warm und behutsam. Die makellosen Formulierungen eines Menschen, der eine Zweitsprache so gut beherrschte, dass es geradezu unheimlich klang. Der Dialekt der Gürtler war nirgends herauszuhören. Auch das hatte sich offenbar im Laufe der Jahre geändert.

»Cyn und Karal schicken dir ihre Liebe und ihren Respekt. Sie sind die Einzigen, die wissen, dass ich mit dir Verbindung aufnehme, und sie kennen auch den Grund dafür. Sie sind jetzt auf der Ceres-Station, können aber nicht lange bleiben. Du musst dich dort mit ihrem Team treffen und ... nein, es tut mir leid. Das war falsch, so hätte ich es nicht ausdrücken dürfen. Aber ich verliere so langsam die Fassung. Ich weiß nicht, was ich tun soll, und du bist die Einzige, an die ich mich wenden kann. Es geht um Filip. Er steckt in Schwierigkeiten.«

Er hatte Halsschmerzen.

Amos schluckte und versuchte, den Kloß mit einer Ladung Speichel wegzuspülen, aber dabei kam nichts weiter heraus als ein neuer Schmerz, der sich anfühlte, als hätte er Sand geschluckt. Die Krankenstation der *Rosinante* hatte ihn drei Monate zuvor planmäßig mit allen Impfstoffen und prophylaktischen Bakterienkulturen vollgestopft. Er hätte sich nie vorgestellt, einmal krank zu werden. Aber jetzt hatte er diesen Knoten in der Kehle, als hätte er einen Golfball verschluckt, der auf halbem Wege stecken geblieben war.

Rings um ihn tummelten sich die Bürger und die Reisenden auf dem Raumhafen der Ceres-Station wie die Ameisen auf dem Hügel. Die Stimmen verdichteten sich zu einem eintönigen Dröhnen, das ihm fast so recht war wie völlige Stille. Amos amüsierte sich darüber, dass auf Ceres niemand war, der dieses Bild tatsächlich verstand. Er selbst hatte seit ein oder zwei Jahrzehnten keine Ameise mehr gesehen, aber die Kindheitserinnerungen daran, dass die Tiere eine Küchenschabe erbeutet oder eine tote Ratte abgenagt hatten, waren lebhaft und klar. Wie die Küchenschaben und Ratten hatten auch die Ameisen gelernt, ohne große Probleme mit ihren menschlichen Nachbarn zusammenzuleben. Als sich der Beton auf dem Globus ausbreitete und die Hälfte der irdischen Tiere auf der roten Liste stand, hatte sich niemand Gedanken über die Ameisen gemacht. Sie kamen wunderbar zurecht, danke der Nachfrage, und weggeworfenes Fast Food war ebenso reichlich vorhanden

und mindestens so köstlich wie die toten Waldbewohner, von denen sie früher gelebt hatten.

Sich anpassen oder sterben.

Falls Amos überhaupt eine Philosophie hatte, dann war es diese. Der Beton ersetzt den Wald. Wenn man sich ihm in den Weg stellt, wird man zubetoniert. Wenn man einen Weg findet, um in den Rissen zu leben, dann kann man überall gedeihen. Und es gab immer irgendwo einen Riss.

Rings um ihn summte der geschäftige Ameisenhaufen von Ceres. Menschen an der Spitze der Nahrungskette kauften sich am Kiosk einen Imbiss oder erstanden Tickets für die Raumfähren und Fernflüge, die von der Station starteten. Auch die Bewohner der Risse waren da. Ein Mädchen, höchstens zehn Jahre alt, mit langem schmutzigem Haar und rosafarbenem Overall, der zwei Nummern zu klein war, beobachtete die Reisenden, ohne sie anzustarren. Sie wartete auf jemanden, der das Gepäck oder das Handterminal lange genug ablegte, um es ihm zu stehlen. Als sie bemerkte, dass Amos sie betrachtete, huschte sie zu einer Wartungsluke, die niedrig in der Wand angebracht war.

In den Rissen konnte man durchaus überleben. Man passte sich an und starb nicht.

Wieder schluckte er und schnitt eine Grimasse, als es wehtat. Das Handterminal piepste. Er hob den Kopf und blickte zu der Abflugtafel, die den Raum dominierte. Leuchtende gelbe Buchstaben auf schwarzem Untergrund. Gute Lesbarkeit war bei der Auswahl der Schrift wichtiger gewesen als Schönheit. Sein Fernflug nach Luna sollte in drei Stunden ein Startfenster bekommen. Er tippte auf den Bildschirm des Terminals, um dem automatischen System mitzuteilen, dass er an Bord sein würde, entfernte sich und sah sich nach einer Gelegenheit um, drei Stunden totzuschlagen.

Am Ausgang entdeckte er eine Bar. Also war das geregelt.

Er wollte sich nicht betrinken und den Flug verpassen, deshalb blieb er bei Bier und trank langsam und methodisch. Wenn das

Glas zur Neige ging, winkte er rechtzeitig dem Kellner, damit das nächste schon gezapft war, sobald er ausgetrunken hatte. Er wollte ein wenig benommen werden und sich entspannen und wusste genau, wie er diesen Zustand möglichst schnell erreichen konnte.

Die Bar hatte nicht viele Unterhaltungsangebote und kaum Ablenkung anzubieten, daher konzentrierte er sich auf das Glas, den Barkeeper und den nächsten Drink. Der Kloß im Hals wurde bei jedem Schluck dicker. Er achtete nicht darauf. Die anderen Gäste waren ruhig, lasen etwas auf ihren Handterminals oder flüsternten beim Trinken in kleinen Gruppen miteinander. Alle waren zu den verschiedensten Orten unterwegs. Dieser Raumhafen hier war kein Ziel, sondern nur ein Zwischenhalt, den man auf der Reise ansteuerte. Rein zufällig, schnell wieder vergessen.

Lydia war tot.

In den letzten zwanzig Jahren hatte er oft an sie gedacht. Die Tätowierung ihres Gesichts über seinem Herzen war der Beweis dafür. Jeder Blick in einen Spiegel, wenn er kein Hemd trug, weckte Erinnerungen. Aber davon abgesehen, gab es an jedem Tag Entscheidungen, die er treffen musste. Vor jeder Entscheidung, die er fällte, hörte er eine leise Stimme im Kopf, die fragte, was Lydia wohl von ihm erwarten würde. Als er die Botschaft von Erich erhalten hatte, war ihm bewusst geworden, dass er sie seit mehr als zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehen und gesprochen hatte. Das bedeutete, dass sie zwanzig Jahre älter war als damals bei ihrem Abschied. Wie alt war sie da gewesen? Er konnte sich erinnern, dass sie damals schon ein paar graue Haare und Falten um Augen und Mund gehabt hatte. Sie war älter als er gewesen. Aber er war fünfzehn gewesen, und »älter als er« hatte einen weiten Raum beschrieben, in dem die meisten anderen Menschen gestanden hatten.

Jetzt war sie tot.

Vielleicht war eine Frau, die zwanzig Jahre älter war als diejenige, die er gekannt hatte, alt genug, um eines natürlichen Todes zu sterben. Vielleicht war sie im Krankenhaus gestorben, vielleicht

warm und behaglich im Kreis von Freunden im eigenen Bett. Vielleicht hatte eine Katze auf ihren Füßen geschlafen. Amos hoffte, dass es so abgelaufen war. Denn wenn nicht – falls sie keines natürlichen Todes gestorben war –, dann würde er jeden töten, der auch nur entfernt damit zu tun hatte. Er erwog diese Idee, drehte sie im Kopf hierhin und dorthin und wartete darauf, dass Lydia ihm abriet. Wieder trank er einen großen Schluck Bier, wieder tat ihm der Hals weh. Hoffentlich wurde er nicht krank.

Du bist nicht krank, sagte Lydias Stimme in seinem Kopf. *Du bist traurig. Du hast Kummer. Der Kloß im Hals, der hohle Raum hinter dem Brustbein, das leere Gefühl im Bauch, das immer bleibt, und wenn du noch so viel Bier hineinkippst – das ist der Kummer.*

»Hm?«, machte Amos laut.

»Brauchen Sie was, Kollege?«, fragte der Barkeeper mit professionellem Desinteresse.

»Noch eins.« Amos deutete auf das halb geleerte Bierglas, das vor ihm stand.

Du kannst nicht gut mit Kummer umgehen, sagte eine andere Stimme. Dieses Mal war es Holden, und es entsprach der Wahrheit. Deshalb vertraute Amos dem Kapitän. Holden war immer von dem überzeugt, was er sagte. Es war nicht nötig, zu analysieren oder sich zu überlegen, was er wirklich meinte. Selbst wenn der Kapitän Mist baute, handelte er in gutem Glauben. Amos hatte nicht viele Menschen wie ihn kennengelernt.

Das einzige wirklich starke Gefühl, das Amos ständig begleitete, war Zorn. Er war immer da und wartete überall auf ihn. Den Kummer auf diese Weise zu verarbeiten war einfach und direkt. Das verstand er. Der Mann, der ein paar Hocker entfernt an der Theke saß, hatte das grobknochige Gesicht einer Bergziege. Er hielt sich schon seit einer Stunde an seinem Bier fest. Jedes Mal, wenn Amos Nachschub bestellte, warf ihm der Kerl einen Blick zu, der zwischen Gereiztheit und Neid schwankte. Anscheinend staunte er über Amos' offenbar unerschöpflichen Kredit. Es wäre so leicht. Eine

Bemerkung machen, etwas Herabsetzendes möglichst laut aussprechen und ihn reizen, bis er sich vor aller Augen blamieren würde, wenn er einen Rückzieher machte. Der arme Kerl würde sich verpflichtet fühlen, den Köder zu schlucken, und dann wäre Amos frei, seinen ganzen Kummer an dem Mann auszulassen. Eine Zeit im Bau wäre sogar eine nette Gelegenheit, sich abzuregen.

Der Mann hat Lydia nicht getötet, sagte Holden in seinem Kopf. *Aber vielleicht hat es jemand anders getan*, erwiderte Amos in Gedanken. *Das muss ich herausfinden.*

»Zahlen, amigo«, sagte Amos zu dem Barkeeper und winkte mit dem Handterminal. Er deutete auf die Bergziege. »Die nächsten beiden, die er bestellt, gehen auf meine Rechnung.«

Der Mann runzelte die Stirn und suchte nach der Beleidigung. Als er keine fand, sagte er: »Danke, Bruder.«

»Gern geschehen, hermano. Pass da draußen auf dich auf.«

»Sa sa«, antwortete der Mann. Er trank das Bier aus und griff nach dem ersten der beiden, die Amos ihm ausgegeben hatte. »Du auch, sabe dui?«

Amos vermisste die Kojen auf der *Rosinante*.

Der Langstreckentransporter hieß *Lazy Songbird*, aber alles, was an einen Vogel erinnerte, begann und endete mit den weißen Buchstaben, die auf die Außenhaut gepinselt waren. Von draußen sah das Schiff aus wie eine riesige Mülltonne mit dem Antriebskegel an einem und dem winzigen Operationsdeck am anderen Ende. Innen wirkte das Schiff wie eine riesige Mülltonne, die in zwölf Decks unterteilt war. Auf jedem Deck waren fünfzig Leute untergebracht.

Die einzige Privatsphäre, die er genießen durfte, war der Raum hinter den dünnen Duschvorhängen. Anscheinend gingen die Leute aber nur auf den Lokus, wenn ein uniformiertes Crewmitglied in der Nähe war.

Ah, dachte Amos. Gefängnisregeln.

So weit wie möglich von der Kantine entfernt suchte er sich eine Koje aus, es war nur eine Druckliege mit ein wenig Lagerplatz darunter und einem winzigen Unterhaltungsbildschirm an der Wand daneben. Er wollte nicht in einem Bereich schlafen, in dem viel Betrieb herrschte. Die Leute in seiner Ecke waren eine dreiköpfige Familie auf einer und eine alte Frau auf der anderen Seite.

Die Alte verbrachte den ganzen Flug in einem Rausch, den sie ihren kleinen weißen Pillen zu verdanken hatte. Sie starrte den ganzen Tag die Decke an und warf sich nachts schwitzend und von Fieberträumen geplagt hin und her. Amos stellte sich ihr vor. Sie bot ihm Pillen an, er lehnte ab. Damit war die kurze Bekanntschaft auch schon wieder beendet.

Die Familie auf der anderen Seite war viel freundlicher. Zwei Männer von Anfang dreißig und ihre etwa siebenjährige Tochter. Einer der Männer war Bauingenieur und hieß Rico. Der andere war Hausmann und hieß Jianguo. Das Mädchen hieß Wendy. Als Amos sich neben ihnen einrichtete, beäugten sie ihn misstrauisch, doch er lächelte, gab ihnen die Hand und kaufte Wendy im Automaten der Kantine ein Eis. Dann bemühte er sich, nicht bedrohlich zu wirken. Er kannte die Männer, die sich allzu sehr für kleine Mädchen interessierten, und wusste, was er tun musste, um nicht mit ihnen verwechselt zu werden.

Rico reiste nach Luna, um auf der Bush-Werft im Orbit eine neue Stelle anzutreten. »Viele Coyos fliegen in die Senke. Beacoup Stellen gibt es da jetzt, weil jeder einen eigenen Ring haben will. Neue Kolonien, neue Welten.«

»Das wird sich legen, wenn der erste Ansturm vorbei ist«, meinte Amos. Er lag auf der Liege und hörte nur mit halbem Ohr zu, was Rico erzählte. Mit dem anderen verfolgte er auf dem Wandbildschirm einen Videofeed, dessen Ton er abgedreht hatte.

Rico deutete nach Art der Gürtler mit den Händen ein Achselzucken an und nickte in die Richtung seiner Tochter, die in ihrer Koje schlief. »Für sie, sabe? Man muss an später denken. Ich lege

jetzt ein paar Yuan an die Seite. Für die Schule, für den Flug zu den Ringen, was auch immer sie braucht.«

»Ja, es ist immer gut, wenn man vorsorgt.«

»Oh, he, sie reinigen gerade den Lokus. Ich glaube, ich geh mal duschen.«

»Was ist denn da los, Mann?«, fragte Amos. »Was soll das Theater?«

Rico legte den Kopf schief, als hätte er gefragt, warum das Weltall ein Vakuum war. Amos kannte die Antwort natürlich, aber er war neugierig, ob auch Rico im Bilde war. »Auf Fernstrecken sind immer Banden unterwegs, Coyo. Das ist der Preis, wenn man billig fliegt. Man ist übel dran, wenn man arm ist.«

»Die Crew achtet doch auf diesen Mist, oder? Wenn sich jemand schlägt, setzen sie das ganze Deck unter Gas und fesseln die Übeltäter. Also macht man besser keinen Ärger«, warf Amos ein.

»Aber die Duschen überwachen sie nicht. Da gibt es keine Kameras. Wenn du nicht zahlst, wenn die Erpresser kommen, dann kriegen sie dich dort. Deshalb gehst du besser duschen, solange einer aus der Crew in der Nähe ist.«

»Was du nicht sagst.« Amos tat überrascht. »Aber von einer Erpressung habe ich noch nichts gesehen.«

»Das wirst du schon noch früh genug erkennen, hombre. Pass auf Jian und Wendy auf, während ich weg bin, ja?«

»Mit beiden Augen, Bruder.«

Rico hatte recht. Sobald sich die Aufregung nach dem Start gelegt hatte, nachdem die Leute ihre Kojen gefunden hatten, um kurz danach zu beschließen, dass sie die Nachbarschaft nicht mochten und doch lieber den Schlafplatz wechseln wollten, wurde es ruhiger. Die Gürtler blieben auf einigen Decks unter sich, die anderen Decks teilten sich Erder und Marsianer. Amos flog auf einem Gürtler-Deck. Anscheinend war er der Einzige, der es nicht so genau nahm.

Aber die Gefängnisregeln galten hier auf jeden Fall.

Am sechsten Tag kam eine kleine Gruppe von Schlägern von einem höheren Deck mit dem Aufzug herunter und schwärmte im ganzen Raum aus. Da sich auf dem Deck fünfzig Personen befanden, dauerte es eine Weile, bis sie alle heimgesucht hatten. Amos stellte sich in seiner Koje schlafend und beobachtete sie aus dem Augenwinkel. Es war eine sehr einfache Erpressung. Ein Gauner ging zu einem Passagier, erklärte ihm etwas über Reiseversicherungen und nahm mit einem billigen Wegwerfterminal den Geldtransfer vor. Sie mussten die Drohungen nicht einmal offen aussprechen. Alle zahlten. Es war eine dumme Gaunerei, die aber dank ihrer Einfachheit trotzdem funktionierte.

Einer der Erpresser, der kaum älter war als vierzehn, kam in ihre Richtung. Rico zückte schon das Handterminal, doch Amos richtete sich auf und winkte ab. Zu dem jungen Erpresser sagte er: »Wir brauchen nichts. In dieser Ecke zahlt niemand.«

Der Gauner starrte ihn sprachlos an. Amos lächelte breit. Er hatte keine große Lust, mit Gas betäubt und gefesselt zu werden, aber wenn es so kommen musste, dann konnte er damit leben.

»Toter Mann«, sagte der kleine Gauner. Er spielte sich so sehr auf, wie es ihm nur möglich war, und Amos fand seine Haltung durchaus aner kennenswert. Allerdings hatten schon viel gefährlichere Leute als halbwüchsige Gürtler versucht, ihn einzuschüchtern. Amos nickte, als müsste er gründlich über die Drohung nachdenken.

»Ich bin mal durch die Wartungsgänge eines Reaktors gekrochen, als ein Kühlrohr geplatzt ist«, sagte er.

»Was?«, fragte der Junge verblüfft. Auch Rico und Jianguo starrten Amos an, als hätte er den Verstand verloren. Amos rutschte herum, die kardanischen Lager der Couch quietschten und passten sich an.

»Das Kühlmittel ist stark radioaktiv. Wenn es an die Luft kommt, verdampft es. Es ist nicht so schön, wenn man das Zeug auf die Haut bekommt, aber das kann man überleben. Man kann es ganz

gut abwaschen. Nur einatmen darf man es auf keinen Fall. Wenn man einen Haufen radioaktiver Partikel in die Lunge bekommt, dann bleiben sie drin. Ja, man schmilzt sozusagen von innen weg.«

Der Junge sah sich über die Schulter um, ob er bei der Behandlung dieses verrückten Geschichtenerzählers Unterstützung bekäme. Die anderen Erpresser waren beschäftigt und achteten nicht auf ihn.

»Na ja.« Amos beugte sich vor. »Ich musste zur Wartungsschleuse, einen Notspind öffnen und mir ein Atemgerät vor das Gesicht schnallen, ohne dieses Zeug einzuatmen.«

»Ja?« Die Situation war so verrückt, dass der Junge tatsächlich neugierig wurde und hören wollte, wie es weiterging.

»Dabei habe ich herausgefunden, dass ich den Atem fast zwei Minuten lang anhalten kann, während ich körperlich stark belastet bin.«

»Und ...«

»Und jetzt musst du dich Folgendes fragen: Wie viel Schaden kann ich dir in zwei Minuten zufügen, ehe mich das Betäubungsgas lähmt? Ich möchte wetten, dass es eine ganze Menge ist.«

Der Junge antwortete nicht. Rico und Jianguo schnappten erschrocken nach Luft. Wendy starrte Amos breit grinsend an.

»Gibt es ein Problem?« Endlich kam ein anderer Gauner herüber und sah nach, wie es seinem jungen Kumpan erging.

»Ja, er ...«

»Es gibt kein Problem«, unterbrach Amos. »Ich habe deinem Kollegen nur gerade erklärt, dass diese Ecke hier keine Versicherung kaufen wird.«

»Wer sagt das?«

»Ich sage das.«

Der ältere Gauner musterte Amos und schätzte ihn ein. Sie waren ungefähr gleich groß, Amos war allerdings gut fünfundzwanzig Kilo schwerer. Amos stand auf und machte sich breit, um seinen Standpunkt zu unterstreichen.

»Bei welcher Crew bist du?«, fragte der ältere Gauner. Anscheinend hielt er Amos für einen konkurrierenden Ganoven.

»Bei der *Rosinante*«, antwortete Amos.

»Von denen habe ich noch nie gehört.«

»Du hast bestimmt schon von ihnen gehört, aber dir fehlt wohl gerade der Kontext.«

»Kann sein, dass du jetzt im Eimer bist, Coyo«, meinte der Gauner.

Amos deutete nach Art der Gürtler mit den Händen ein Achselzucken an. »Das werden wir sicher bald herausfinden.«

»Früher oder später«, stimmte der Gauner zu, fasste den jüngeren Kumpan am Arm und marschierte zu den anderen Kollegen. Der Junge blieb zurück, als die anderen mit dem Aufzug nach oben fuhren. Der Bursche starrte Amos quer durch den Raum offen an und gab sich nicht die geringste Mühe, irgendetwas zu verbergen.

Seufzend fischte Amos das Handtuch aus seinem Seesack. »Ich geh dann mal duschen.«

»Bist du verrückt?«, wandte Jianguo ein. »Da sind gerade keine Crewmitglieder. Die werden dich überfallen.«

»Jo.«

»Warum machst du das dann?«

Amos richtete sich auf und warf sich das Handtuch über die Schulter. »Weil ich nicht gern warte.«

Sobald Amos mit seinem deutlich sichtbaren Handtuch den Lokus ansteuerte, redete Junior aufgeregt in sein Handterminal. Er rief die Truppen zu Hilfe.

Der Lokus bestand aus fünf Duschkabinen mit dünnen Plastikvorhängen auf einer und zehn Vakuumtoiletten auf der anderen Seite. Der Tür gegenüber gab es einige Waschbecken. In dem freien Raum in der Mitte standen Bänke, auf die man sich setzen konnte, wenn man auf eine freie Dusche wartete oder sich umziehen wollte. Kein idealer Ort für ein Handgemenge. Viele harte Vorsprünge,

gegen die man prallen konnte, und über die Bänke konnte man leicht stolpern.

Amos warf das Handtuch auf ein Waschbecken und lehnte sich mit verschränkten Armen dagegen. Er musste nicht lange warten. Ein paar Minuten, nachdem Junior angerufen hatte, tauchte er mit fünf anderen Erpressern auf.

»Nur sechs? Ich bin ein wenig beleidigt.«

»Du bist kein kleiner Niemand«, verkündete der Älteste. Er war demnach der Anführer. »Aber auch große Kerle müssen mal sterben.«

»Das ist wahr. Wie läuft das jetzt? Ich bin auf eurem Gelände, also halte ich mich an die Hausregeln.«

Der Anführer lachte. »Mann, du bist witzig. Du bist bald tot, aber du bist witzig.« Dann wandte er sich an den jüngeren Gauner. »Zeig's ihm, Coyo.«

Junior zog ein Messer. Durch die Sicherheitskontrollen konnte man keine Waffen schmuggeln, aber dies war ein gezacktes Stück Metall, das sie irgendwo im Schiff abgerissen und geschärft hatten. Die Gefängnisregeln eben.

»Ich will nicht respektlos erscheinen«, sagte Amos zu ihm, »aber ich habe den ersten Mann getötet, als ich ungefähr in deinem Alter war. Nein, eigentlich waren es sogar mehrere, aber das spielt jetzt keine Rolle. Ich weiß, dass ich dich und dein Messer ernst nehmen muss.«

»Gut.«

»Nein«, antwortete Amos traurig. »Das ist überhaupt nicht gut.«

Ehe irgendjemand sich bewegen konnte, hatte Amos den freien Raum zwischen ihnen überwunden und Juniors Messerarm gepackt. Da das Schiff nur mit einem Drittel G flog, konnte Amos Junior mühelos hochreißen, herumdrehen und den Arm des Jungen gegen die Kante einer Duschkabine schmettern. Der Körper flog jedoch weiter, und da Amos nicht losließ, musste der Arm an der Kante abknicken. Als die Sehnen im Ellbogengelenk rissen, klang

es wie ein Hammerschlag auf feuchtem Sperrholz. Das Messer entglitt den tauben Fingern und fiel auf den Boden. Amos ließ den Arm los.

Eine Sekunde verging, während die fünf Gauner das Messer anstarrten, das vor Amos' Füßen lag. Er starrte zurück. Die Leere im Bauch war verschwunden. Der Hohlraum hinter dem Brustbein war fort. Der Hals tat ihm nicht mehr weh.

Sie stürmten auf ihn los. Amos breitete die Arme aus und empfing sie wie lange verloren geglaubte Geliebte.

»Alles klar?«, fragte Rico. Er tupfte eine kleine Schnittwunde auf Amos' Kopf mit einem Tuch ab, das er mit Alkohol getränkt hatte.

»Weitgehend, ja.«

»Und die anderen?«

»Denen geht es nicht ganz so gut, aber es ist halb so schlimm«, antwortete Amos. »Wenn sie aufwachen, können sie auf den eigenen zwei Beinen hinausmarschieren.«

»Das hättest du nicht für mich tun müssen. Ich hätte bezahlt.«

»Hab ich nicht.« Als Rico ihn verwirrt ansah, fügte Amos hinzu: »Ich hab es nicht für dich getan. Und noch was, Rico. Das Geld, das du jetzt gespart hast, geht auf Wendys Ausbildungskonto, sonst bekommst du es mit mir zu tun.«

